

SCHWEIZERISCHES SCHULWANDBILDERWERK SSW

Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein

Vertriebsstelle:

Ernst Ingold + Co. AG, 3360 Herzogenbuchsee, Telefon 063 61 31 01

Preise für Bilder und Kommentare siehe jeweils gültiges Verlagsverzeichnis.

Den bebilderten Gesamtprospekt über alle noch lieferbaren Bilder stellt Ihnen die Vertriebsstelle gerne kostenlos zu.

Kommentarhefte durch den Verlag SLV (01 468303) und die Vertriebsstelle E. Ingold + Co. AG, Herzogenbuchsee

Vorrätige Bilder und Kommentare (Stand 1978)

* Kommentar vergriffen

1 erscheint 1978

2 erscheint 1979

Nr.	Bildtitel Bildautor/Kommentarverfasser	Nr.	Bildtitel Bildautor/Kommentarverfasser
Botanik – Pflanzen in ihrem Lebensraum			
22	Bergwiese H. Schwarzenbach/H. Gilomen	26	Juraviper, P. Robert/A. Steiner
36	Vegetation an einem Seeufer P. Robert/*	38	Ringelnatter, W. Linsenmaier/A. Steiner
82	Frühlingswald M. Ammann/A. Hugelshofer	47	Pferdeweide (Freiberge) C. Bieri/P. Bacon
94	Maiglöcklein, M. Seitz/J. Schlittler	49	Mensch und Tier, R. Leins/F. Brunner
97	Föhre, M. Seitz/J. Schlittler	50	Gemsen, R. Hainard/H. Zollinger
101	Heckenrose, M. Seitz/J. Schlittler	57	Adler, R. Hainard/R. Hainard
105	Wegwarte, M. Seitz/J. Schlittler	69	Fuchsfamilie, R. Hainard/*
109	Goldnessel, M. Seitz/J. Schlittler	78	Am Futterbrett, W. Dietrich/A. Schifferli
147	Fleischfressende Pflanzen M. Seitz/H. Graber	86	Metamorphose eines Schmetterlings W. Urfer/A. Mittelholzer
148	Waldinneres, J. Latour/H. E. Keller	106	Eichhörnchen, R. Hainard/W. Bühler
149	Wiese, H. Schwarzenbach/J. Schlittler	110	Uhu, E. His/H. Zollinger
170	Kastanienkultur, E. Beretta/G. Bianconi	113	Geflügelhof, H. Haefliger/H. Müller
175	Der grüne Knollenblätterpilz M. Seitz/J. Schlittler	117	Biene, M. Seitz/H. Graber
Zoologie – Tiere in ihrem Lebensraum			
6	Bergdohlen, F. Stauffer/O. Börlin	118	Frosch, K. Schmid/A. Mittelholzer
7	Murmeltiere, R. Hainard/M. Schmid	121	Fische, W. Linsenmaier/H. P. Woker
9	Igelfamilie, R. Hainard/*	125	Hummeln, H. Schwarzenbach/P. Louis
		129	Bergmolch, K. Schmid/H. Bosshard
		130	Steinmarder, R. Hainard/H. Zollinger
		133	Kröte, K. Schmid/H. Heusser
		134	Auerhühner, R. Hainard/R. Hainard
		138	Waldameise, H. Schwarzenbach/P. Louis
		141	Wölfe, R. Hainard/R. Hainard
		143	Stubenfliege, M. Seitz/H. Graber
		150	Hase, R. Hainard/H. Zollinger
		153	Zauneidechse und Blindschleiche R. Hainard/H. Graber

Kommentare zum Schweizerischen Schulwandbilderwerk
44. Bildfolge 1978 – Bild 180 – Redaktion: Dr. H. Altmann

Werner Steiger

St. Gallen

Vom irischen Kloster zur Stadt im grünen Ring



SSW 180

© Verlag Schweizerischer Lehrerverein, Ringstrasse 54, 8057 Zürich

8857



000108796

SPG

SSW K 180

Inhaltsverzeichnis

	Seite	Dia-Nrn.
1. Bildbeschreibung	3	1-36
2. Von der Galluszelle zum Kloster	33	1-18
3. Vom Klosterdorf zur Zunftstadt	39	37-54
4. Stickerei – «Goldene Zeiten» und Niedergang	51	55-
5. St. Gallen – Stadt des Jugendstils	62	72
6. Die Wirtschaftsstruktur in den siebziger Jahren	66	
7. Literaturhinweise	72	

Dia-Serie zum SSW-Bild St. Gallen siehe Seite 73

Alle Rechte vorbehalten

Druck: Buchdruckerei Stäfa AG, Stäfa



10000000000000

1. Bildbeschreibung

Die Flugaufnahme aus dem Jahre 1971, aufgenommen von Südwesten mit Blick nach Nordosten, zeigt vor allem die Sanktgaller Altstadt (Der Bildausschnitt ist auf dem Stadtplan aus dem Jahre 1978 eingezeichnet, s. S. 8 u. 9; die Hinweise im Text auf Gassen und Häusernumerierung beziehen sich auf diesen «Übersichtsplan der Stadt St. Gallen» 1:5000, herausgegeben vom Vermessungsamt der Stadt St. Gallen, auf dessen Rückseite der «Grundriss der Stadt St. Gallen 1809» gedruckt ist).

Die Flugaufnahme vermag über die topographische Lage nichts auszusagen: Die Stadt St. Gallen (673 m ü. M. im Klosterhof) liegt in einem Hochtal zwischen Rosenberg (Höggersberg 750 m ü. M.) und Freudenberg (884 m ü. M.), das sich über eine flache Talwasserscheide in südwestlicher Richtung nach dem von eiszeitlichen Schottern erfüllten Randtal Bruggen gegen Gossau fortsetzt. St. Gallen, die Stadt zwischen Bodensee und Säntis, ist eingebettet in die Hügellzone, die vom Mittelland zu den steilen Kalkbergen der nördlichen Alpen – dem Alpsteinmassiv – hinüberleitet. Zwischen dem tiefsten und dem höchsten Punkt des heutigen Stadtgebietes besteht der respektable Höhenunterschied von 575 m: Bei 497 m ü. M. verlässt die Goldach im Osten die Stadt, während der «Horst» im Südosten als höchster Punkt 1072 m ü. M. auf dem Hügelzug der «Eggen» nach allen Himmelsrichtungen eine grossartige Aussicht bietet. Von den 3937,3 ha Gemeindegebiet bedecken aber die Gebäude nur knapp 200 ha, Wiesen, Gärten und Wald aber 2416 ha; damit ist St. Gallen eine der zwanzig grössten Landwirtschaftsgemeinden des Kantons. Der Erholungsraum der «Stadt im grünen Ring» liegt allen vor der Türe. Die grösste Ost–West-Ausdehnung beträgt 11,8 km, die grösste Nord–Süd-Ausdehnung 6,2 km. Die Stadt selber zieht sich viele Kilometer in die Länge, ist aber zwischen den Hügeln so eingeeengt, dass die Talsohle zwischen der Steinach, wo sie nach der Schlucht die Ebene erreicht [1], und der St. Mangenkirche [2] nur wenige hundert Meter breit ist.

Im Mittelpunkt des Bildes steht die ehemalige Klosteranlage mit der Kathedrale, der ehemaligen Benediktiner Stiftskirche St. Gallus und St. Othmar [3] die die meisten St. Galler noch immer einfach «s Chloschter» oder Dom nennen. Darum herum liegt birnenförmig die Altstadt: die ehemalige «Oberstadt» mit der St. Laurenzenkirche [11] bis zum Marktplatz [23] und dem Bohl [24] und die «mindere Stadt» um den Irahügel mit St. Mangenkirche [2] und dem ehemaligen St. Katharinenkloster [25]. «Oberstadt» und «mindere Stadt» sind getrennt durch die leichte Eintiefung bei Marktplatz und Bohl, in welche bis vor kurzem die von Rorschach, Konstanz und Zürich her kommenden Strassen einmündeten. Stadtplan, Bild und Merianstich (s. S. 22) zeigen alle deutlich, dass der Plan nicht das Strassennetz einer einmaligen planmässigen Gründung aufweist, sondern ein allmähliches

Seite 4 und 5: *Abb. 1: St. Gallen 1971 (Bild Photoswissair).*
Die Zahlen in eckigen Klammern beziehen sich auf dieses Bild.





81

32

77

78

79

47

47

46

45

26

R

74

83

8

5

4

T

7

10

3

9

17

1

Q

48

18

19

Wachstum vom Kloster aus und innerhalb eines Mauergürtels, der noch mit aller Deutlichkeit in den ausgefüllten und zugedeckten Stadtgräben zum Ausdruck kommt: [Q] – [P] – [O] – [N] – [M] – [L] – [R] – [Q] (Vergleich mit dem Merianstich von 1642!).

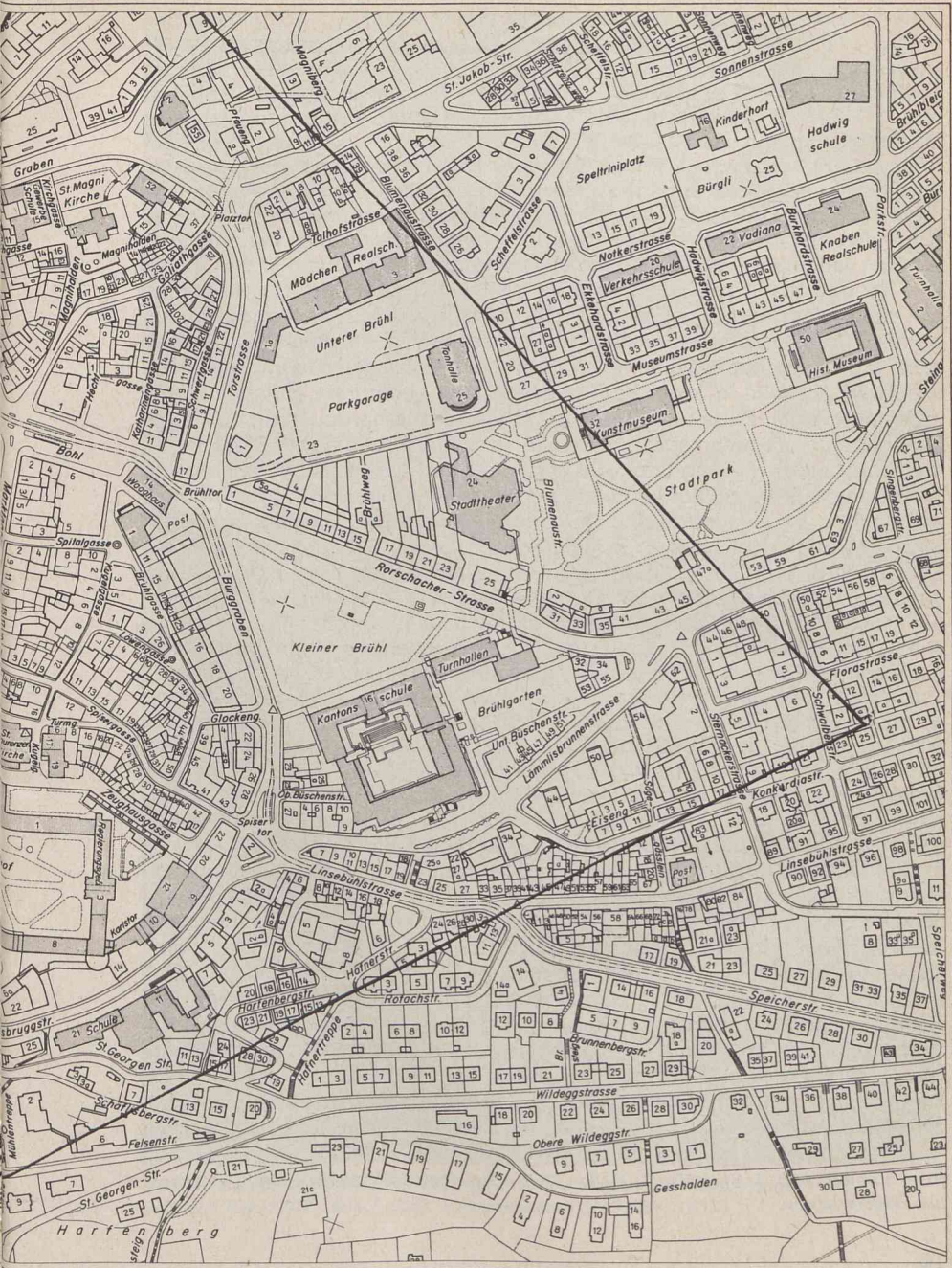
Der Klostergebäudekomplex umschliesst auf drei Seiten den Klosterhof [4], den weiträumigen Platz, den General Guisan als den schönsten und imposantesten der Schweiz bezeichnete.

Der karolingische Klosterplan von ca. 820, der noch in der Stiftsbibliothek zu sehen ist, wurde im Kloster Reichenau von einem verlorengegangenen Plan kopiert und beschriftet und Abt Gozbert (816–837) für sein Bauvorhaben gesandt. Wenn von dessen Bau auch nur noch die Krypten erhalten sind, so weiss man doch, dass der karolingische Plan in St. Gallen nicht genau nach der Vorlage errichtet werden konnte. Aber an der architektonischen Einteilung änderte sich bis zum heutigen Barockbau nur wenig.

Im Westen fehlt das sonst für den Barock so typische Portal, weil der Bau seit früher Zeit zwei Chöre hatte, deren westlicher unmittelbar an die Stadtmauer anschloss und nicht in einem Zug gebaut wurde. Von 1756–1760 wurde das Kirchenschiff vom beinahe achtzigjährigen, in Konstanz wirkenden Vorarlberger Peter Thumb neu erstellt. Seine Idee, den uralten romanischen Turm und den gotischen Chor in den Neubau einzubeziehen, wurde 1760 fallengelassen, da der Chor, vom lichtvollen, weiträumigen Schiff her gesehen, zu düster und zu eng wirkte. Entgegen der Ansicht der Klosterherren entschloss sich der weitsichtige, baufreudige Abt Coelestin II. Guggen von Staudach zum Abbruch. So wurde auch der Ostteil von Grund auf neu erstellt; die Bauleitung hatte jetzt Johann-Michael Beer aus dem Bregenzerwald. Wer aus dem Durchgang der von seinem Neffen Johann Ferdinand Beer 1767–1787 erbauten Neuen Pfalz [5], dem heutigen Regierungsgebäude, tritt, steht tief beeindruckt vor der grossartigen Ostfassade mit den zwei 68 m hohen Türmen, «diesem Bauwunder des ausklingenden Barocks und des schon anklingenden Rokokos. Wuchtig sind die untern Teile, zierlich die obern, fast möchte man sagen, dass eine aus der Tiefe heraufbrandende Grundwelle oben in einen feinen Sprühregen übergeht. Es wallt aber auch von der Seite her unaufhörliche Bewegung durch die Fassade, wobei die eckigen Risaliten des frühern Barocks geschmeidigern Formen gewichen sind» (G. Thüner). Für die im Gegensatz zu den nüchternen Längsfassaden reiche Steinhauerarbeit der Turmfassade wurde Sandstein aus Brüchen von St. Georgen, Teufen und Trogen verwendet. Das viele Holz für das grosse Mansarddach war am Tannenberg bei Waldkirch geschlagen worden, während Feldkirch das Eichenholz lieferte und auf den Espen (im Osten der heutigen Stadt) die Schlote der Klosterziegelhütte rauchten. Über den Standbildern der Heiligen Mauritius und Desiderius weist die Krönung Mariens im geschwungenen Mittelgiebel himmelwärts – ein Werk von Josef Anton Feichtmayer. Diesem grossen Meister von Mimmenshausen/Salem und den Gebrüdern Dirr verdanken wir auch die sechzehn nussbaumenen Beichtstühle mit ihrem sprudelnden Reichtum an Rocailleornamenten, den fröhlichen Putten und den aus hellem Lindenholz geschnitzten Reliefs und das Chorgestühl, ganz besondere Kostbarkeiten im Innern.



Abb. 2: Ostfassade der Kathedrale



«Die grosse Klarheit des Grundrisses mit dem achteckigen Mittelbau (Rotunde) und den beiden gleich langen, durch weit hereingezogene Pfeiler gegliederten Teilen: Schiff gegen Westen, Chor gegen Osten lässt sich am besten beim Eintritt durch den Haupteingang (in der Nordfront) beobachten» (D. F. Rittmeyer). Das 97,3 m lange Innere ist «eine doppelchörige Wandpfeileranlage, das heisst: die Last der Gewölbe wird durch mit der Aussenwand verbundene Pfeiler getragen. Das Fehlen von Emporen sowie die hoch angesetzten Jochbogen verstärken optisch die Höhe des Innenraums (20 m, Rotunde 37,4 m)» (W. Lendi). Der Schwung der gewaltigen Rotunde unter der Koppel ist so stark, dass er die Seitenwände mächtig ausbuchtet (auch auf dem Schulwandbild gut ersichtlich). Durch je drei Joche in Chor und Schiff entstehen zwei Seiten- und Chorschiffe. Der vielseitige Christian Wenzinger aus Freiburg i. Br. schuf über den vom ruhig grauen Sandsteinboden aufsteigenden schneeweissen Wänden, Pfeilern und Pilastern die reiche kupfergrüne, leichtbeschwingte Stukkverzierung aus Muschelwerk, Palmen, ockergelbe Damaszierungen, braunrote Girlanden, musizierende Engel, Putten und u. a. die grossen Figurengruppen an den Kuppelwölbungen (Szenen aus dem Leben des Stifters Gallus); die Stukkaturen im Chor schufen die Gebrüder Gigl ganz in Wenzingers Geist. In den rauchig wirkenden, schweren, dunkelsamtenen Deckengemälden von Johann Wannenmacher, in Tempera auf einer Grundierung aus Tonerde ausgeführt, thronen im Himmel Heilige, Propheten und Engel, Evangelisten, Apostel, Kirchenlehrer und Gestalten aus dem Alten und Neuen Testament. Ein reiches schmiedeisernes Gitter, von Schmiedemeister Josef Mayer aus Bütschwil geschaffen, trennt den ehemaligen Mönchschor vom Schiff.

Die St. Galler Barockkirche ist eine der hellsten Kirchen, «die kühnste und eleganteste aller Raumschöpfungen des schweizerischen Barock» (L. Birchler). Die Stiftsbibliothek [6], im Westtrakt des Klostergevierts gelegen, entstand zu gleicher Zeit wie die Stiftskirche (1758–1767). Der Bibliotheksaal, zwar kleiner als jener der Donaustifte, «aber durch seine verführende Intimität überhaupt unvergleichlich» (W. Hausenstein), gilt als ein «Kunstwerk höchsten Ranges» (P. Meyer), «jedenfalls als der reichste und reinste profane Barockraum in der Schweiz» (J. Duft). Lange bevor das Leinwandgewerbe und die Stickerei den Namen St. Gallen in alle Welt trugen, war das frühmittelalterliche Kloster einer der «Brennpunkte und Strahlungsspiegel abendländischen Geistes» (J. Duft). Noch dauerte es ein halbes Jahrtausend bis zum Bundesschwur der Waldstätte auf dem Rütli, und schon übte St. Gallen durch Kirche und Schule, durch Scriptorium, Bücherei und Werkstätten, durch Gebet und Arbeit allgemeine Anziehung und weitesten Einfluss aus. «Die Künstler des Barockzeitalters sorgten für die würdige Bewahrung und zeitgemässe Auswertung des Erbes, das uns bis heute in der Stiftsbibliothek anvertraut geblieben ist», schreibt der überaus verdiente Stiftsbibliothekar Msgr. Prof. Dr. Johannes Duft.

Die Architekten Peter Thumb, Vater und Sohn, erbauten den rechteckigen, zweigeschossigen Saal (Länge 28,76 m, Breite 9,87 m, Höhe 7,40 m) mit

Seite 8 und 9: *Abb. 3: Stadtplan St. Gallen 1978. Der eingezeichnete Ausschnitt entspricht der Flugaufnahme.*



Abb. 4: Barocksaal der Stiftsbibliothek St. Gallen, erbaut und ausgestattet in den Jahren 1758–1767 (Aus J. Duft: Stiftsbibliothek St. Gallen, 1977)

dem Spiegelbewölbe. Eine Galerie mit einem überaus eleganten, auffallend offenen Holzgeländer umschwingt auf allen vier Seiten die nach innen verlegten Strebepfeiler. Die Bücherregale bedecken die Wände bis zur Decke; die Pilaster erweisen sich beim Öffnen als Schränke mit Katalogen der Schriften, die hier eine Stätte gefunden haben, wie sie ihrem einzigartigen Wert entspricht (s. «Das goldene Zeitalter» des Klosters, S. 35). Die Bibliothek, die mehr als 100 000 Bände zählt, dazu 2000 Handschriften und 1700 Frühdrucke, ist nur zum Teil in diesem Saal und kann in den Vitrinen nur in wechselnden Ausstellungen besichtigt werden. Über dem Saal ist ein neuzeitliches Grossmagazin vollständig durchkatalogisiert.

Die Deckengemälde des Saales, die die ersten allgemeinen Kirchenversammlungen (Konzilien in den Jahren 381, 431 und 451) darstellen, stammen von Meister Josef Wannemacher wie in der Stiftskirche. Die meisterhafte Holzarchitektur wurde vom Sanktgaller Laienbruder Gabriel Loser aus Wasserburg gestaltet. «Eine Glanzleistung in architektonischer und handwerklicher Sicht ist der hölzerne Fussboden, der in seinen Intarsien die gewölbte und eingeschnittene Decke widerspiegelt» (J. Duft). Am Boden wechseln dunkel-hartes Nussbaum- und Kirschbaumholz mit hell-weichem Tannenholz. An den Wänden herrscht Nussbaumholz vor; die Säulen sind mit Wurzelfaserfurnier umfasst. Die Rokokostukkaturen fertigten die Gebrüder Johann Georg und Mathias Gigl. Dem lieblichsten Rokoko entstammen die zwanzig zierlichen, glänzendweissen Holzputten in den Nischen über den Buchgestellen; sie versinnbildlichen mit ihren Attributen die Künste und Wissenschaften.

Der dreigeschossige Hofflügel östlich des Südturmes der Kirche [7], die ältere Residenz des Abtes und Sitz der Verwaltung, wurde 1674 erbaut. Sein westlicher Teil ist heute die Bischofswohnung, der östliche gehört der kantonalen Verwaltung.

Die Neue Pfalz [5] liess Abt Beda Angehrn durch Ferdinand Beer errichten (1767–1775). Aber noch bis in die neunziger Jahre wurde an der Innenausstattung gearbeitet, da in den Jahren 1776–1779 die Finanzen für den grossen Strassenbau von Rorschach nach Wil – durch das Fürstenland – und die Anlegung des «fürstlichen Gartens» in St. Fiden, 1778, im Stile der Versailler Gärten ohnehin stark beansprucht wurden. Aus dem viergeschossigen Trakt, in dem ein Teil der kantonalen Verwaltung untergebracht ist, springt der Zentralbau deutlich vor; in dessen oberstem Stock tagt heute der Grosse Rat (Kantonsrat) im ehemaligen äbtischen Thronsaal.

Der sog. Zeughausflügel [8] wurde erst 1838–1840 von F. W. Kubly in florentinischem Renaissancestil errichtet und 1977/78 vollständig und aufs schönste renoviert (auf dem Bild ist noch der alte Zustand). Auch dieser Flügel dient der kantonalen Verwaltung; das Zeughaus steht seit 1898 auf der Kreuzbleiche. Das alte städtische Zeughaus stand am Bohl (s. Merianstich [S]), dasjenige des Abtes im Runden Turm an der Steinach. Durch diesen Neubau wurde der Zugang von der Stadt zur Kathedrale durch die Kugelgasse [16] verbaut. Diese Funktion hat seit 1928 die Marktgasse [20] übernommen, die zur schmucklosen Nordfront des Domes und nicht mehr zur grossartig gestalteten Turmfassade geleitet.

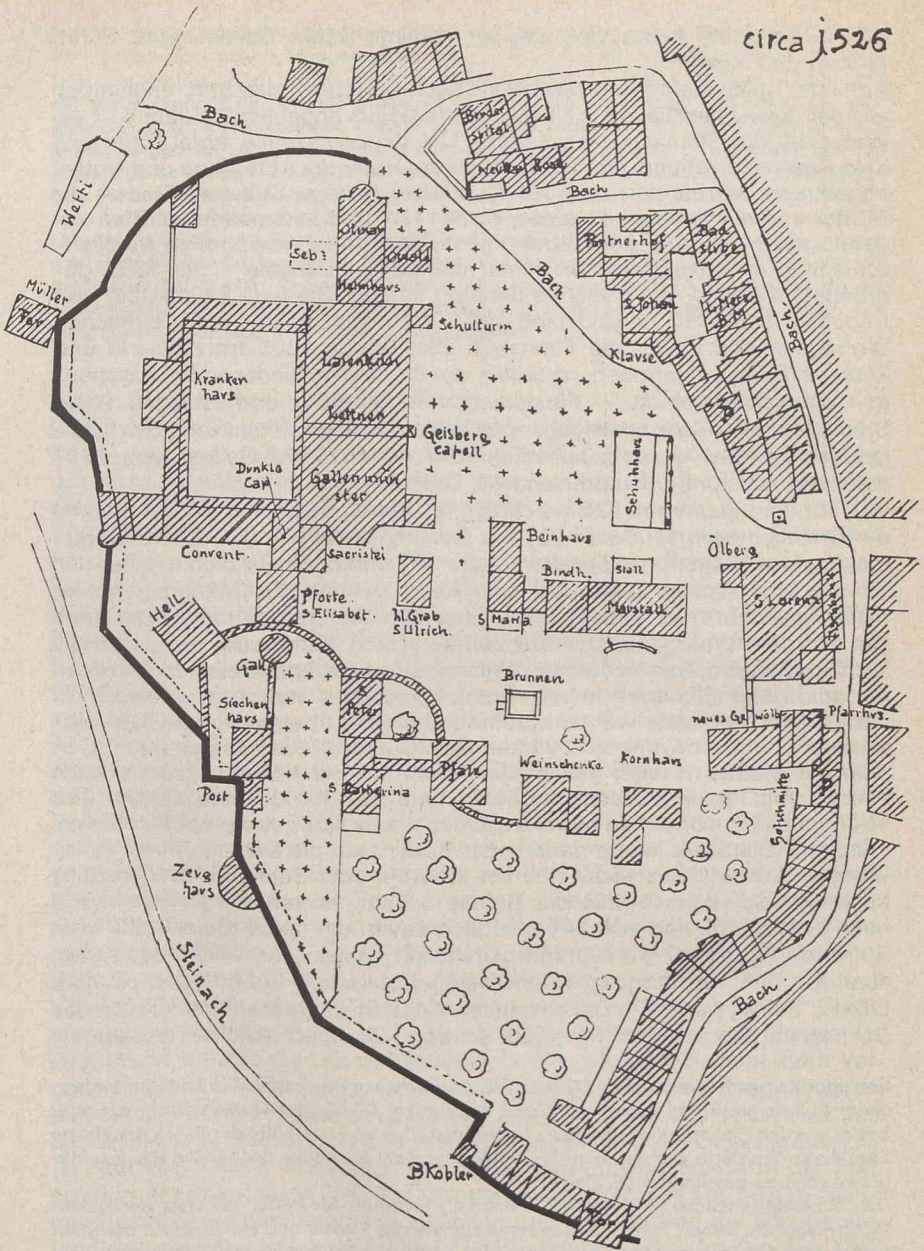


Abb. 5: Situationsplan des Klosters zirka 1526 (aus «Baudenkmäler der Stadt St. Gallen»)

«Die Geschichte kennt vier Gebilde namens Sankt Gallen: Stift, Stadt, Kanton und Bistum.

An erster Stelle steht wohl zeitlich als auch ursächlich das Stift, entstanden aus der Einsiedlerzelle, die sich der heilige Gallus angeblich im Jahr 612 am Wasserfall der Steinach gebaut hatte. Um die wachsende Abtei fügte sich bald eine lose Siedlung, die zur Stadt wurde, als ihr die Äbte Anno und Notker im zehnten Jahrhundert schützende Mauern bauten. Stift und Stadt – die Mutter und die Tochter – wirkten vorerst für- und miteinander, stritten sodann gegeneinander und lebten nach den Glaubenskämpfen friedlich-schiedlich nebeneinander, bis ihnen das dritte St. Gallen – der 1803 gegründete Kanton – die bisherige Stellung entzog: Die freie Reichsstadt und Republik sank zur unselbständigen Kantonshauptstadt und einfachen Wohngemeinde hinab; die Fürstabtei aber wurde 1805 trotz innerer und äusserer Blüte aufgehoben, nachdem die ihr in verschiedener Art zugehörigen Herrschaftsgebiete – Fürstenland, Toggenburg und Rheintal – als Stammlande im Kanton aufgegangen waren. Das geistliche Erbe des säkularisierten Stiftes wurde schliesslich vom vierten Sankt Gallen, dem 1847 errichteten Bistum, übernommen» (J. Duft).

Wie auf dem Plan von 1526 ersichtlich ist, hatten Stadt und Kloster entlang der Steinach vom Müllertor [Q] bis zum Spisertor [R] die Verteidigungsmauer gemeinsam. Reste der alten Mauer [9] sind noch westlich des Runden Turmes [10] (später Zeughaus) und beim Karlstor [T] (Merian nennt es «Des Apts thor») zu sehen. Die städtischen Wachen patrouillierten auch hier auf dem Wehrgang. Der Abt konnte seinen Stiftsbezirk nur durch die Stadt und deren Tore verlassen, und seine auswärtigen Besucher mussten die städtische Erlaubnis haben, durch ihr Gebiet zum Abt gelangen zu dürfen: Der Abt hatte während Jahrhunderten kein eigenes Tor! Der Klosterbezirk war ein offenes Gelände, den Bürgern jederzeit zugänglich, in dem die Stadtleute «mit gewafneter hand und geharnischt» laufen, auch «liechtfertig lüt und liederlich frowen und die, die lüt erstechend», und «frömde betler, vor denen nüntz sicher ist, weder hów, strow noch anderes» (Vadian). Die Stadt kaufte darin sogar Boden, um die Schmalz- und Garnwaag und einen Saustall zu erbauen. Obwohl «der Bach» (s. Merianstich) durch die Spisergasse [22] die Grenze bildete, bauten Bürger wie schon nach dem Stadtbrand von 1418, südlich davon die ganze Häuserzeile vom Spisertor [R] bis vor die Laurenzenkirche [11] gegen den Willen des Abtes, aber von den von ihm angerufenen eidgenössischen Schirmorten (Zürich, Luzern, Schwyz und Glarus) geschützt. Auch St. Laurenzen war südlich des Baches, im Klosterbezirk, innerhalb der sog. «Freiheit» errichtet worden.

Seit alter Zeit kam Kirchen und Klöstern ein Asylrecht zu, das heisst: Sie konnten Verbrechern Schutz gewähren gegen rechtliche Verfolgung. Die Gotteshäuser und ihr nächster Bezirk wurden Freiong oder «Freiheit» bezeichnet. Das war auch hier der Fall. «Der älteste Sinn dieser Freistätte war der: dem Todschläger vor der Blutrache der Familie des Erschlagenen Asyl zu gewähren» (E. Ziegler).

Die St. Laurenzenkirche [11] wird 1225 erstmals erwähnt. Sie hatte, wie viele der andern Klosterkapellen, keinen Turm. 1314 brannte sie wie das Kloster und ein Grossteil der Stadt nieder. Um den Wiederaufbau bemühten sich vorab die Bürger, die sich damit auch gewisse Rechte um die Kirche erwarben. Die Pfarrei St. Gallen war bis ins fünfzehnte Jahr-

hundert sehr ausgedehnt, gehörten doch bis zu dieser Zeit neben Straubenzell, Tablat, Rotmonten, Wittenbach, Häggenschwil auch Teufen, Bühler, Speicher, Trogen, ja sogar Gais und Hundwil dazu. 1413 wurde mit einem Neubau begonnen, der erst 1422 vollendet werden konnte, da 1418 ein Brand die Stadt und die Irer-Vorstadt und das Kloster einäscherte; einzig 14 Häuser «im Loch» [12] blieben verschont. So hatten Stadt und Abt grosse Sorgen. Im Laufe der Jahrhunderte wurde immer wieder an St. Laurenzen an- und umgebaut. So wurde 1764 die gründliche Ausbesserung des Turmes und seine Erhöhung in eine Spitze den Brüdern Johannes und Ulrich Grubenmann in Teufen übertragen, die sich auch durch den Brückenbau einen bekannten Namen geschaffen hatten. 1851 wurde sie «bis auf die Säulen und Bogenstellungen, der Turm bis unter die Schalllöcher niedergedrückt und nach Plänen des jungen, in Wien weilenden Architekten Joh. Georg Müller von Wil durch den Architekten Christoph Kunkler ganz neu aufgebaut» (A. Hardegger). In der neugotischen Kirche sind seit 1964 umfangreiche Restaurationsarbeiten im Gang. Der Turm überragt mit seinen 73 m die Klostertürme um 5 m.

Sogar die gemeinsam erstellte Leitung aus hölzernen Teucheln, in der das Wasser vom St. Leonhardhölzli und von Hofstetten ins «Loch» geleitet wurde und von dort als «Bach» durch die Stadt floss, bot im fünfzehnten Jahrhundert Anlass zu Streitigkeiten zwischen den Bürgern und dem Abt, obwohl schon seit 1384 Steinachwasser gefasst und in die Wettli, den Wassersammler im «Loch», geleitet wurde. Diese ständigen Reibereien führten Abt Ulrich Rösch dazu, den Bau eines eigenen Tores erneut zu verlangen. Als ihm das wiederum verweigert wurde, begann er mit Bewilligung des Papstes den Neubau des Klosters in Rorschach (s. «Vom Klosterdorf zur Zunftstadt», S. 39). In der Folge kam es 1489 zum Klosterbruch und der Intervention der eidgenössischen Schirmorte der Abtei im St. Galler Krieg. Die Stadt wurde tief gedemütigt, verlor alle Aussenbesitzungen und musste eine achtfache Steuer erheben, um die Kriegsschuld begleichen zu können. Abt Ulrich Rösch erlebte den Bau des «Apts thors» nicht mehr, da seine eidgenössischen Schirmorte in diesem Punkt die Stadt unterstützten. Vorerst vertiefte die Glaubensspaltung den Gegensatz zwischen dem Kloster und der reformierten Stadt. St. Laurenzen wurde ihre Stadtkirche! Erst 1566 einigte sich Abt Otmar Kunz, der auch intern wieder strenge klösterliche Ordnung und fleissige Beschäftigung mit den Wissenschaften durchsetzte, mit der Stadt: Abtei und Stadt errichteten gemeinsam eine Scheidemauer zwischen der Stadt und dem Klosterbezirk vom Spiser- zum Müllertor an der Laurenzenkirche vorbei (s. Merianstich), einunddreissig Fuss hoch, ohne Wehgang. Der Abt erhält zudem das Recht, ein eigenes Tor in der nun in seinen alleinigen Besitz übergehenden, ehemals gemeinsamen Stadtmauer längs der Steinach zu errichten. Dabei verlor aber das Kloster viel Grund und Boden: die von der Stadt errichtete Häuserzeile samt ihren Vorgärten südlich des Baches zwischen der Spiser-, Turm- und Zeughausgasse und auch alle Gebäulichkeiten zwischen den «Bächen», das heisst zwischen der heutigen Schmied- [13] und Webergasse [14] und der Gallusstrasse [15] (s. Plan von 1526). Südöstlich des St. Laurenzenturms wurde in der Fortsetzung der Kugelgasse [16] ein Doppeltor errichtet, das auf beiden Seiten mit einem verschliessbaren Tor versehen war, von nun an die einzige Verbindung zwischen Stadt und Abtei (1840 abgebrochen). Im Oktober 1567 wurden erstmals die zwei Tore geschlossen und Kloster und Stadt so auch

DAS FÜRSTLICHE KLOSTER ST GALLEN

CIRCA 1570

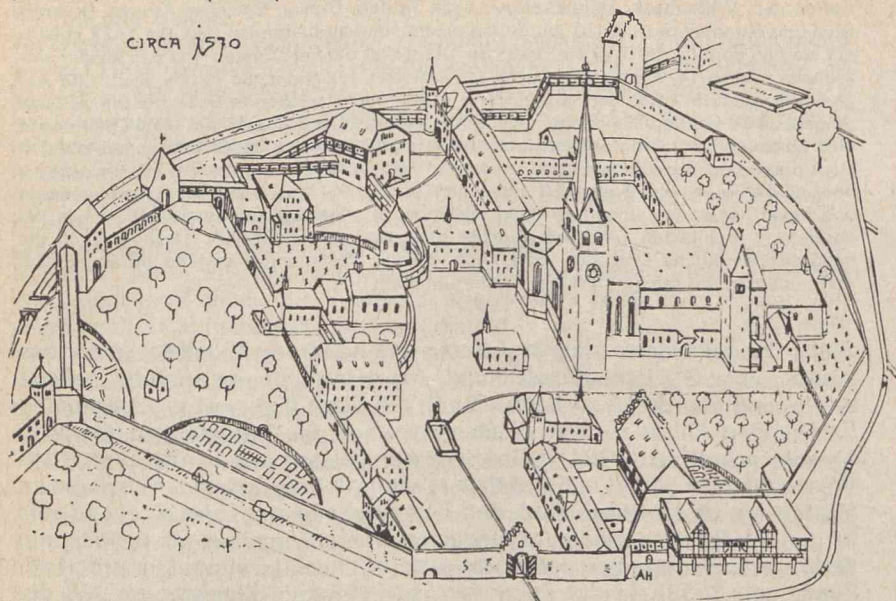


Abb. 6: Ansicht des Stiftseinfangs mit der neuen Mauer, ca. 1570 (Aus «Baudenkmäler der Stadt St. Gallen»)

äusserlich geschieden. 1457 hatte die Stadt die freie Ratswahl und die niedere Gerichtsbarkeit erhalten und war vom Kloster unabhängig erklärt und damit politisch freigeworden. Die kirchliche Trennung erfolgte 1524. 1569/1570 wurde dann «Des Apts thor» (s. Merianstich und «Ansicht von 1570») an der Steinach gebaut [T], mehrere Stockwerke hoch, mit Spitzbogentor und prächtigem Steinrelief: in der Mitte das Wappen Abt Otmars II., flankiert von Gallus mit dem Bären und Otmar mit dem Weinfässchen (s. die Legende in «Geschichte der Schweiz» Bd. 2, Lehrmittelverlag St. Gallen), unter der Konsole zwei liegende Löwen. Zwischen ihnen hockt als kleines Männchen der Steinmetz mit seinem Zeichen BS (= Baltus von Salmansweiler/Salem), der die Jahrzahl 1570 trägt. Über dem Abtwappen ist die eindruckliche Kreuzigungsgruppe mit Maria und Johannes, flankiert von den Wappen Papst Pius IV., der Otmar II. als Abt bestätigt hatte, und dem Doppeladler des Deutschen Reiches mit der Kaiserkrone. Da Papst Pius' IV. Enkel, Kardinal Karolus Borromäus, als erster hoher kirchlicher Würdenträger 1570 durch das Tor seinen Einzug ins Kloster hielt, heisst «Des Apts thor» seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts «Karlstor».

Mit dem Bau der Scheidemauer und dem verschlossenen «Apts thor» bei St. Laurenzen wurden die Bürger und Landleute ihrer «Freiung» beraubt. Der Abt gestand der Stadt eine

eigene «Freiheit» zu, was ihnen 1587 von Kaiser Rudolf II. bestätigt wurde. Sie umfasste das Gebiet samt den Häusern zwischen St. Laurenzen und dem «Schlössli» [26], also den Grund und Boden, den das Kloster mit dem Bau der Scheidemauer an die Stadt verloren hatte. Die vier Ecken der «Freiung» wurden durch Steine mit der Inschrift «Freiheit» bezeichnet. Erhalten geblieben ist einzig die an der Ostseite des «Schlössli» eingemauerte Inschrift. Das «Schlössli», das Eckhaus Zeughausgasse/Spisergasse (s. Merianstich) ist mit seinen abgetreppten Türmen ein schlossähnlicher spätgotischer Bau, der schon damals die Nachbarhäuser deutlich dominierte. Dank vorbildlicher Renovation 1968/69 konnte die Innendekoration weitgehend erhalten werden. Der reiche Leinenkaufmann Laurenz Zollikofer, ein Enkel Vadians, liess das «Schlössli» 1586/90 nach dem Vorbild von Altenklingen im Thurgau erstellen, dem Familiensitz der Zollikofer, den sein Onkel erbauen liess. «Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert liessen sich viele reiche Sanktgaller Kaufleute von Kaisern und Königen Wappenbriefe ausstellen wie zum Beispiel die von Watt, Burgauer, Vonwiler, Fels, Schobinger, Kessler, Keller, Reiner, Studer, Wetter und Zollikofer. Manche dieser Familien erwarben sich (kauften) im siebzehnten Jahrhundert noch Adelsbriefe. Im Handel mit feudalen Ländern mochte das Fortkommen leichter sein, wenn man selber Wappen und Adelsbrief vorweisen konnte» (G. Thürer).

Spisertor und Spisergasse haben ihren Namen von dem schon 1252 erwähnten Bürgergeschlecht der Spiser. Diese waren ein altes Sanktgaller Ministerialengeschlecht, das als Lehen des Abtes die Burg Spisegg an der Sitter (bei St. Josefen) besass. Der Dispensator, der Hausverwalter, der Speiser stand dem Ressort Ernährung des Klosters vor. 1222 wird ein «Ruodolfus Dispensator» genannt, sechs Jahre später ein «Ruodolfus Spisaer» (beide in lateinischen Urkunden), 1262 ein «Conradus Speisarius». 1374 war «Bilgeri Spiser» St. Gallens Bürgermeister, 1392 «Ulrich Spiser». Im Jahre 1378 ist bereits von einer Spisergasse die Rede.

Am westlichen Ende der «Freiung» erwarben Predigerermönche von Konstanz den Boden östlich der St. Laurenzenkirche und hoben dort einen tiefen Keller aus. Nach der Abgrenzung zwischen Stift und Stadt durch die Scheidemauer (1566) kam auch dieser Keller zur Stadt, die ihn mit einem Schopf überbaute und als Niederlage für fremde Kaufmannsgüter benützte. 1581 machte der reiche Kaufmann Michael Sailer eine Vergabung von 6400 Gulden an die Stadt mit der Auflage, ein Schulhaus zu erstellen. Als Standort wurde das Gebiet des tiefen Kellers gewählt und die Warenniederlage in die alte St. Johanneskirche (s. Situationsplan des Klosters zirka 1526) verlegt, die ja 1566 auch an die Stadt gefallen war. 1582 wurde das Gebäude erstellt und als Knabenschule eröffnet. Als die Stadt aber im Jahre 1594 von den Gebäuden und Liegenschaften des St. Katharinenklosters durch Kauf Besitz nahm, bestimmte sie diese für die Knabenschule mit Lehrerwohnungen und konnte sie schon vier Jahre später dank grosser Stiftungen sanktgallischer Kaufleute zu einem Gymnasium ausbauen; in die leergewordenen Räume der Sailerstiftung wurde nun die von der Stadt 1550 erworbene Mädchenschule am Brühl einquartiert. Heute ist in diesem Gebäude die Berufs- und Frauenfachschule untergebracht [65].

Nach der Trennung von Stadt und Stift, die 1566 durch den Bau der Scheidemauer nun auch äusserlich sichtbar wurde, fiel – wie wir oben sahen – auch das Gebiet zwischen Schmied- [13] und Webergasse [14], Gallusstrasse [15] und St. Laurenzenkirche an die Stadt. Der «Situationsplan des Klosters», der die Gebäulichkeiten rund vierzig Jahre früher festhält, zeigt, dass schon vor dem Mauerbau dieses Dreieck, also alter Klosterboden zwischen den «Bächen», überbaut war. Auf dem Schulwandbild sind die heutige Schmied- und die Webergasse klar zu erkennen und östlich der letzteren, durch je eine Häuserzeile und dazwischenliegende «Vorgärten» oder Höfe getrennt, die heutige Bankgasse [27] und die Rosengasse [28], welche im sechzehnten Jahrhundert mit der St. Johanneskirche überbaut war. Zwischen der Bank- und der Rosengasse erkennen wir auf

dem Plan den Portnerhof, den grossen Gebäudekomplex, in dem die Klosterherren wohnten, die das Pförtneramt innehatten; nicht, dass hier jemals eine Pforte, ein Tor bestanden hätte: Hier wohnten nach der Zeit, als die Stiftsherren angefangen hatten, sich eigene Häuser zu bauen, die Inhaber des Pförtneramts des Stifts (Analogie zu den Hofämtern), denen besondere Einkünfte aus Abgaben von Gotteshausleuten zustanden. Die angebaute Badstube wurde nach dem Mauerbau von der Stadt erneuert und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Wie die alte Häuserzeile hinter der Scheidemauer, das heisst nördlich des «Baches» noch nicht Zeughausgasse [74], sondern einfach «hinter Mauren» bezeichnet wurde, so hiess bis ins 19. Jahrhundert der nördliche Teil des Quartiers «Neubad», der südliche «Portnerhof». 1589 wurde die Badstube niedergerissen und vom Leinwandhändler Christoph Studer als Haus «Zur Stärke» (Schmiedgasse 21) mit viereckigem, dreigeschossigem Erker mit Zeltdach neu gebaut [29]. Noch heute trägt ein altes Erststockrestaurant mit schöner Holzdecke an der Bankgasse 6 den Namen «Neubad», und ein Hotel an derselben Gasse heisst «Im Portner». 1847 zog die «Bank in St.Gallen» von ihrem alten Sitz («Zur alten Bank», Spisergasse 43) in den Neubau im Neubadquartier, weshalb die Gasse seit 1865 Bankgasse geheissen wird. Die Nationalbank, die das Haus später übernahm, erstellte mitten im Altstadtquartier einen Flachdachanbau (!), der auf dem Schulwandbild in seiner Geschmacklosigkeit hervorsteicht. Neben dem Portnerhaus stand die St. Johanneskirche mit angebauter Schwesternklausen (s. Situationsplan). Während der Reformationszeit wurde die Kirche in ein «Werckhus» umgewandelt und nach dem Bau der Knabenschule (1582) bis zur Fertigstellung des Kaufhauses am Bohl (s. Merianstich [K] «Wage») 1589 als Lagerhaus verwendet. Der neue Besitzer des Grundstückes, Kaufmann Hans Schlumpf, liess Kirche und Klausen niederreissen und das «Grosshaus» (oder «Hohes Haus») erstellen [30]. Während das nur wenige Jahre zuvor entstandene «Schlössli» [26] noch ein typisch spätgotisches Gebäude ist, präsentiert sich nun das «Grosshaus» als Renaissancebau. 1784 kaufte das Kaufmännische Directorium diese Liegenschaft, um hier die für den Kaufmannsstand enorm wichtige Post zu errichten. Heute wird es «Stadthaus» genannt und ist der Sitz der Ortsbürgergemeinde St.Gallen. Das Kaufmännische Directorium bezog das 1823–1826 erstellte klassizistische Nachbarhaus «Zum Engelskopf» [31].

Das Kaufmännische Directorium und die Kaufmännische Corporation sind aus dem Zusammenschluss der Leinwand- und Handelsherren in der «freien Gesellschaft zum Notenstein» hervorgegangen, die 1466 erstmals urkundlich nachgewiesen werden kann. Eine «freie» Gesellschaft nannte sie sich, da für die Kaufleute, die in ihrem vorwiegend internationalen Handeln weitgehend frei sein mussten, die zurecht klar verpflichtende, stets überwachte, aber doch auch starre Form der Handwerkerzunft sich nicht geeignet hätte.

Unmittelbar nach dem Abbruch des Portnerhauses entstand gegenüber dem «Grosshaus» das Haus «Zur Rose», das der jetzt entstandenen Gasse (erst seit 1891) den Namen gab, und das «Blaue Haus» (sein Riegel ist blau, Gallusstrasse 20) [32] mit zwei polygonalen, zweigeschossigen Erkertürmchen, das 1972 wunderschön renoviert wurde. Vom beachtenswerten Haus

«Zum Grünen Hof» (Gallusstrasse 26 [34]), 1606 erbaut, ist auf dem Schulwandbild nur die Spitze des Turmerkers sichtbar, während im Haus «Zum Sonnenhof» (Gallusstrasse 28) [33], im selben Jahr erbaut, das zweigeschossige polygonale Erkertürmchen besser zu erkennen ist. Einmalig schön ist die Häuserfront als südlicher und westlicher Abschluss des Gallusplatzes: Haus «Zur Linde» (Gallusstrasse 29), unten Ständer-, oben Riegelbau [36], Haus «Zur Jägerei» (Gallusstrasse 34) [37], Haus «Zur Wahrheit» (Gallusstrasse 32) [38], Haus «Zum Strauss» (Webergasse 26) [39], Haus «Zur Dattelpalme» (Webergasse 24) [40]; auf dem Schulwandbild ist nur die Rückansicht dieser wertvollen spätmittelalterlichen, renovierten Häuser zu sehen.

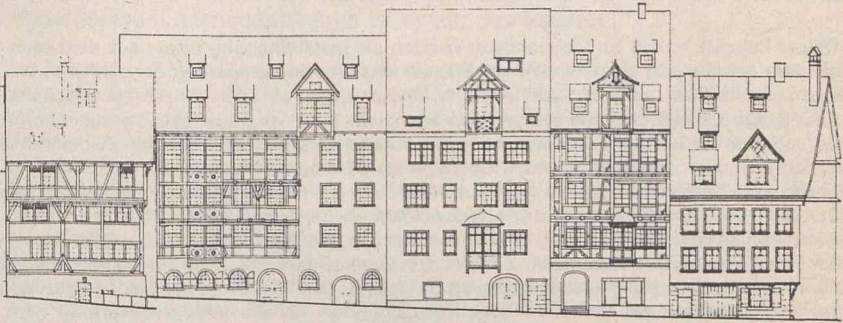


Abb. 7: Ansicht der Häuserfront am Gallusplatz

Auf dem Gallusplatz, wo es bis 1865 «Im Loch» hiess, stehen wir an jener historischen Stelle, wo sich seit dem neunten Jahrhundert neben dem Kloster vermehrt Arbeiter und Handwerker angesiedelt hatten. Eines der ersten Häuser war wohl das aus dem Kloster hierher verlegte Spital (s. Situationsplan ca. 1526 «Bruder Spital»).

Ein von einem holzgeflochtenen Etter umfriedeter Weiler entstand. Verheiratete Dienstleute der Abtei, Krämer und Herbergsbesitzer erhielten hier vom Abt gegen einen kleinen Zins Grund und Boden. Mit der steigenden Bedeutung des Stiftes und Wallfahrtsortes und durch den Zuzug von weiteren Gewerbetreibenden und Handelsleuten, Wechslern (Juden), Hofbediensteten und ritterlichen Dienstleuten erweiterte sich der Weiler mehr und mehr zum Klosterdorf, das sich im zehnten Jahrhundert schon bis zum heutigen Bohl [24] ausdehnte. Abt Anno begann 953/954 mit dem Bau eines Befestigungsringes mit Graben und Mauer, Toren und Türmen, was Abt Notker 971–975 vollendete. Nach der Zerstörung Mailands ums Jahr 1162 zogen lombardische Weber in die geschützte Gallusstadt. Wo der erste Weber und der erste Schmied ihr Handwerk ausübten, entstanden die Weber- und die Schmiedgasse in unmittelbarer Nähe des Klosters, dann die Multer- [21] und die Spisergasse [22].

Von der Schmiedgasse [13] zeigt die Flugaufnahme fast nur die Fronten und Giebel der vor allem am Anfang der Gasse baulich arg verschandelten Nord-

seite. Vom «Bäumli» (Schmiedgasse 18) [42], einem Traufenbau, der im typisch altsankgallischen Weinlokal im ersten Stock eine leichtgewölbte gotische Decke erhalten konnte, erkennen wir wenigstens das Dach mit dem kleinen Giebelaufbau, aus dem der Aufzugbalken mit der Winde herausgeschwenkt werden konnte; im Estrich wurden Flachs, Wolle, Korn und Dörrobst gelagert. Die Fenster sind in einer Front angeordnet und konnten mit Zugläden verschlossen werden (Fensterreihen und Läden wie im typischen Appenzeller Haus). Aus dem Stadtplan ist ersichtlich, dass das «Bäumli» das äusserste von vier aneinandergebauten Häusern ist: Um den engen Raum innerhalb der Stadtmauern optimal auszunützen, sind die Tiefe und die Höhe (bis zu fünf Stockwerken) des Hauses oft viel grösser als die Gassenfront.

Dieses Beispiel spricht für viele andere: Würden die Instandhaltung dieser aus dem sechzehnten Jahrhundert stammenden vier Häuser und die Modernisierung der sanitären Anlagen unzumutbar, müssten wohl alle vier Häuser einem einzigen modernen Geschäfts- oder Bürohaus weichen, wie dies mit den Nummern 1 bis 16 dieser Gasse geschehen ist. So schreibt der um die Erhaltung wertvoller Altstadtbauten sehr verdiente Stadtarchivar Dr. Ernst Ziegler zum angrenzenden Gebäude an der oberen Marktgasse: «Wäre der Abbruch von «Tiger» und «Laterne» zur Not noch zu verschmerzen gewesen, so leistete sich St. Gallen mit dem Niederreißen des Hauses «Zum Kamel» einen seiner zahlreichen unverzeihlichen «Abbruchfehler». Und das 1919! Damals nämlich fiel das Haus «Zum Kamel» der Vergrößerung des Warenhauses Brann zum Opfer. Dabei galt es «bis in die neueste Zeit als eines der schönsten Baudenkmäler von St. Gallen», und sein Erker, der 1919 magaziniert wurde und seither auf dem Dachboden des «Talhofs» auf die Wiederverwertung harrt, «bildete nicht nur das reichste Stück seiner Art in St. Gallen, sondern war auch einer der letzten, für welche die Bewilligung erteilt wurde.»

«Der habliche Bürger pflegte seine Stube durch einen Erker zu weiten und damit zugleich die Gasse zu schmücken. Diese Erker sind das nordalpine Gegenstück zu den offenen Loggien der italienischen Renaissance. Die Erkerstadt St. Gallen kennt sie in allen Arten und Abarten von der schlichten Form der Frührenaissance an noch gotischer Fassade (Hinterlauben 6) über die kraftvoll gedrungene Gestaltung beim Übergang der späteren Renaissance zum Frühbarock, wie ihn das Haus «Zum Greif» mit den kernigen Bibelbildern zeigt, bis zu den geradezu weltmännisch eleganten Spätformen im zweigeschossigen Kunstwerk des Hauses «Zum Pelikan» an der Schmiedgasse 15 (1707) oder zum Prachtstück, das einst das Haus «Zum Kamel» zierte» (G. Thürer).

Auch das Haus Bankgasse 7 [43] gilt als Muster eines kleineren, den besonderen Bedürfnissen der Sanktgaller Leinwandindustrie angepassten Geschäfts- und Wohnhauses: 1578 erbaut, 1615 umgebaut, zeigt es über dem gemauerten Erdgeschoss zwei Obergeschosse in Fachwerkbauweise. An der Nordwestecke erkennen wir den als Riegelbau konstruierten rechteckigen Erker. Ein rundbogiges Portal führt in eine stattliche Geschäftshalle mit Kreuzgewölbe. Im Haus «Zum Pelikan» (Schmiedgasse 15) ist ein prächtiger Erker erhalten geblieben.

Kehren wir an den ehemaligen Standort des Müllertores [Q] zurück! Die Verbindung zwischen Spisertor [R] – Karlstor [T] – Müllertor hatte der Abt 1570 auf eigene Kosten entlang dem Steinachgraben zu erstellen: Die heutige Moosbruggstrasse [17]. Vor dem Spisertor stand eine grosse Muesmühle der Stadt, die zu erbauen der Abt 1373 erlaubt hatte. Sie war sicher

nicht die erste Mühle an der Steinach, denn für die Mönche war Mues eines der wichtigsten Nahrungsmittel. Andere Mühlen folgten vor dem Müllertor und in der Mühlenschlucht, die wir auf der Flugaufnahme unter der Felsenbrücke [48] (von Robert Maillard, dem späteren Pionier im Eisenbetonbau, 1903 erstellt) mehr ahnen als sehen können. Der Moosbruggstrasse – über der bis zum Bahnhof St. Fiden unterirdisch kanalisiert Steinach – kommt eine zunehmend wichtigere Funktion in der Südumfahrung der Altstadt zu: Sie soll in gerader Fortsetzung unter dem Damm [18] und der Wallstrasse [19] weitergeführt werden. So könnte der Gallusplatz, für den Fahrverkehr weitgehend gesperrt, in die Fussgängerzone einbezogen und zu einem der Umgebung würdigen Erholungsraum umgestaltet werden. Zwischen 1836 und 1879 wurde die Stadtmauer mit den Türmen und Toren niedergehauen; stehengeblieben ist einzig das Karlstor [T].

Zur Erhaltung einer schönen, wohnlichen Altstadt wird heute auch in St. Gallen sehr viel getan. Zu viel ist aber unwiderbringlich zerstört, was heute bedauert wird. Die Mehrheit dachte in diesen Belangen im neunzehnten Jahrhundert anders: «Es war im August 1832, als beim damaligen Verwaltungsrat (heute Bürgerrat) eine von 102 hiesigen Bürgern unterzeichnete Petition» einging, worin stand: «Oft schon und stets mit reger Theilnahme der überwiegenden Mehrheit hiessiger Einwohner, wurde der Wunsch besprochen, unsere Stadt von den sie grossentheils verunzierenden, beinahe nutzlosen Thoren zu befreien und durch Entfernung derselben, ähnlich den meisten Städten Deutschlands und vieler unseres Vaterlandes, wesentlich zur Verschönerung St. Gallens beizutragen. Nie aber wurde der Gegenstand anhaltend und reiflich genug in Erwägung gezogen, da sonst nothwendig, besonders bei einzelnen Thoren, z. B. Brühlthor und Müllerthor, der Gedanke ins Werk gesetzt worden wäre und die Demolierung derselben statt gefunden hätte. Ohne in die Gründe für und gegen ein solches Unternehmen einzutreten, (...) erlauben sich die Unterzeichneten (...) durch diese Petition den Verwaltungs- und Gemeinderath St. Gallens anzugehen, den Gegenstand neuerdings in Berathung zu ziehen und ersuchen ersteren, denselben wo möglich der, in drei Wochen abzuhaltenden Genossenversammlung vorzutragen, um, wie sie zuverlässig glauben, durch dieselbe das allgemeine Verlangen zur Beseitigung dieser Unzierden inne zu werden» (zit. nach Stadtarchivar Dr. E. Ziegler). Die Bürgerversammlung stimmte der Beseitigung des Multertores, «als einer für die Gemeinde nunmehr ganz unnützen Gebäulichkeit», einstimmig zu. Der Turm, der wahrscheinlich ins zwölfte Jahrhundert zurückreicht, wurde wie alle andern (ausser dem Karlstor) «demolirt».

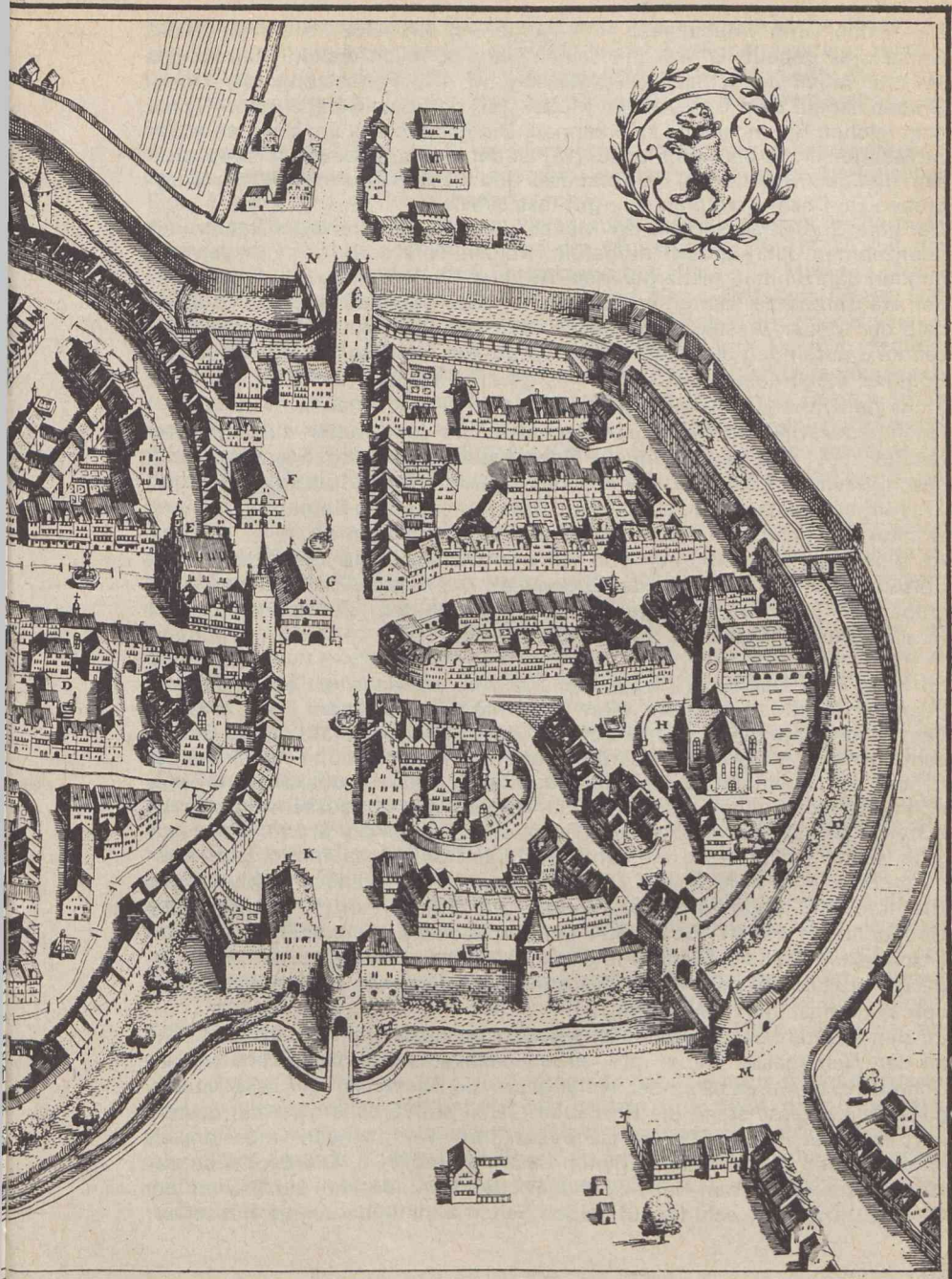
Wenn wir das Schulwandbild mit dem Merianstich vergleichen, können wir den Verlauf der alten Stadtmauer gut erkennen: Sie führte vom Müllertor [Q] über den Wall [19], wo der kleine Teil der Mauer, der heute noch steht, auf dem Bild zu erkennen ist. Auf dem Merianstich sehen wir, dass die Mauer hier, am steilen Hang der Bernegg, aus Sicherheitsgründen doppelt angelegt war, weil hier kein Graben ausgehoben werden konnte. In der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts wurde der Zwischenraum aufgefüllt und mit Geschützen versehen. Aus Sicherheitsgründen war der Bernegggang völlig entwaldet. Aus denselben Gründen wurden in den Appenzellerkriegen und vor allem im Sanktgaller Krieg (1490) alle Häuser ausserhalb der Stadtmauer niedergehauen.

S. GALLEN.



- A. Das Fürst. Closter.
- B. Das Münster.
- C. S. Laurentij.
- D. Der Spital.
- E. Das Rāthhauſe.
- F. Das Kornhauſe.
- G. Die Metzſig.
- H. S. Menger.
- I. S. Catharina.
- K. Die Wage.
- L. Das Bruel thor.
- M. Blatz thor.
- N. Schiben thor.
- O. Muolter thor.
- P. Der Grün thurn.
- Q. Müller thor.
- R. Spijer thor.

- S. Zeughauſe.
- T. Des Apts thor.
- V. Schühauſe.



Der Grüne Turm (Merianstich [P]) wurde erst um 1368 an die Stelle des Gallustores gebaut. Er war mit seinen ungewöhnlich dicken Mauern das stärkste Stück der ganzen Stadtbefestigung. Die Fortsetzung, der Obere Graben, ist auf dem Bild bis zum Multer- [O] und dem Schibenertor [N] mit dem reichen Baumbestand zu erkennen. Die Fortsetzung um das Gebiet der St. Mangenkirche bis zum Platztor [M] ist der Untere Graben, zwischen diesem und dem Brühltor [L] die Torstrasse und bis zum Spisertor [R] der Burggraben (auf dem Stadtplan sehr gut festzustellen).

Der tiefe Graben ausserhalb der Mauer wurde in den dreissiger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts aufgefüllt, Mauer, Tore und Türme in den folgenden Jahrzehnten niedergedrückt. An ihrer Stelle durften die anwohnenden Häuserbesitzer Gärten erstellen, nicht aber Gebäude errichten. Ausserhalb der Mauer, westlich und östlich der Stadt, dehnten sich bis ins achtzehnte Jahrhundert die Bleichen der Weber aus, so dass St. Gallen auch im Sommer meist aussah, wie wenn es geschneit hätte (s. S. 46). Die freie Sicht ins Grüne glaubten Bürger und Bewohner sich erhalten zu können!

Noch heute wirkt die West-Ost-Geschäftsachse vom Multer- zum Spisertor (Multer- [21] und geschwungene Spisergasse [22], Fussgängerzone) recht geschlossen. So passt sich der spätklassizistische Bau (Spisergasse 15 und 17) [44] aus dem letzten Jahrhundert, trotz seiner breiten Betonung, in seiner architektonischen Feinstruktur gut in die Nachbarbauten ein.

An dem nach dem Abbruch von Tor und Mauer weiträumig konzipierten Spisertorplatz [R] dominiert der Jugendstil: Das Haus «Zur Quelle» (Burggraben 27) [45] und die gegenüberliegenden Bauten (Burggraben 24–28) (s. «St. Gallen – Stadt des Jugendstils» S. 62).

Im Haus «Zur Hechel» (Burggraben 23) [46] erkennen wir einen dekorativen Fachwerkbau aus dem Jahre 1611 mit zweistöckigem Erker. Wie vor dem Multertor lagen auch hier auf der Ostseite vor der Stadt einige Gärten vermöglicher Bürger mit Garten- und Sommerhäusern verschiedener Grösse. Von ihnen hat sich nur das Haus «Zum Hechel» erhalten. Zum Haus «Zum Strauss» gehörte draussen im Grünen der «Straussenacker», zum «Greif» der «Greifenacker», zur «Treu» der «Treuacker» u. a. m. Das Haus «Zur Hechel» dient heute den Kantonsschülern als Tagesaufenthaltort. Kantonsschule [47]. «Sie wurde 1851–1856 von Felix Wilhelm Kubly erbaut. Die hufeisenförmige Anlage mit Mittel- und Eckrisaliten (= vorspringende Gebäudeteile) erhielt 1962–1964 auf der Südseite ein modernes Pendant (Architekten Glaus & Stadlin) und im Osten einen Turnhallentrakt. Der vorgelagerte Park gibt dem klassizistischen Repräsentativbau den entsprechenden Wirkungsraum» (W. Lendi).

Zu den ältesten Gassen St. Gallens gehört auch die Multergasse [21]. Wie an der Webergasse Weber ihrer Arbeit nachkamen, an der Schmiedgasse Schmiede, so waren es an der Multergasse die Bäcker. An der Ecke Multergasse/Marktgasse stand die Brotlaube (1874 abgebrochen; seither besteht dort ein freier Platz) [41], wo die Bäcker ihre Ware feilhalten mussten, bis ihnen erlaubt wurde, einen eigenen Laden zu eröffnen. Die Brotlaube bestand aus einer offenen Halle zu ebener Erde. Darüber ruhte auf Pfeilern der Oberbau. Die Halle schloss auf beiden Seiten unmittelbar an die Häuser der

Markt- und Multergasse an. Durch die Laube gelangte man in die Gasse, die parallel zur Multergasse verlief und «hinter der Brotloben», später Hinterlauben genannt wurde. Vom fünfzehnten Jahrhundert an diente die Brotlaube der gestrengen Leinwandschau, die im Winter im Obergeschoss erfolgte (s. S. 42).

Aufgrund der Brotlaube ist es verständlich, dass das Bäckerhandwerk und die Multergasse in Beziehung gebracht werden. Auch in etymologischer Sicht scheint dem nichts zu widersprechen.

An den reich gegliederten und mit vielen Lukarnen versehenen Dächern erkennen wir die Jugendstilbauten an der Multergasse (8, 10, 15 mit der Turmhaube, 16, 18 und in ihrer Fortsetzung das Haus «Zur Waage» (Neugasse 55) [49] und die Nummern 51, 49 und 43 an derselben Gasse. Das Haus «Zum Rebstock» [50] wird schon 1427 erwähnt, viereckiger Holzerker mit Rebranke und Traube. Das ehemalige Hotel «Zum Schiff» (Multergasse 26) [51] hat seine gotische Fassade trotz der völligen Innenumgestaltung erhalten können; der schöne Steinerker stammt aus der Zeit um 1600. Der Neurenaissancebau (1890–1892) des Schweizerischen Bankvereins (Neugasse 54 / Eckhaus Multergasse/Oberer Graben) [52] wirkt trotz seiner für den Standort unproportionierten Ausmasse gut gegliedert und geschlossen.

Von der Wetti, dem Wassersammler «Im Loch», die durch einen hölzernen Kanal mit Wasser aus der Steinach gefüllt war, wurde dieses in «Bächen», das heisst in offenen Kanälen von etwa sechs Schuh Breite durch die meisten Gassen der Stadt geleitet. «Verschiedene Vorschriften sorgten für die Sauberhaltung dieser Bäche, und im Winter mussten sie ständig enteist werden, um beim Ausbruch eines Brandunglücks das Wasser unbehindert benützen zu können» (E. Ziegler). Dadurch stand aber auch den anwohnenden Handwerkern stets fliessendes Wasser zur Verfügung; so konnte das Garn vor dem Haus und innerhalb der Schutzmauern gewaschen werden. Zum Ärger der Nachbarn benützten auch Gerber an ihrer Gasse (heute Neugasse [53]) das Wasser für ihre Zwecke (Gruben und Fellhenken). Die Gerbergasse war für die Gewerbetreibenden besonders günstig, weil bis ins sechzehnte Jahrhundert nur an der Südostseite Häuser standen, die Gassenaussenseite also von der Stadtmauer gebildet wurde, an der nur Schöpfe und Schuppen standen, Werkplätze und kleine Gärten lagen. Den Bürgern wurde erst 1565 gestattet, Häuser an die Mauer zu bauen; aber auch diese mussten niedriger sein als der Wehrgang. Die Gerbergasse blieb eine stille Gasse im Vergleich zu den belebten Durchgangsgassen zwischen Multer- und Schibener- und Müllertor, weil das alte Rathaus (s. Merianstich [E]) bis zu seinem Abbruch 1877 den Zugang zum Markt sehr erschwerte und durchgehender Fahrverkehr ebenso unmöglich war wie in der Hinterlauben [56] wegen der abschliessenden Brot-/Leinwandlaube [42].

Die offenen «Bäche» wurden zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts repariert, das heisst in Eichenholz neu gefasst und 1834 dann überdeckt (Wetti – Webergasse – Neugasse); der Multergassbach wurde unterirdisch abgeleitet, obwohl Handwerker ihres Gewerbes wegen Einsprache erhoben hatten. Um sie in ihrem Gewerbe nicht zu schädigen, wurden ihnen sieben eichene Brunnenbetten erstellt.

Nachdem schon in sehr früher Zeit, wohl zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, das Gelände um das Kloster vom «Loch» bis zum Multer- und Spiser- tor überbaut war, entstanden schon bald danach die Markt- [20], die Brühl- [55] und die Kugelgasse [16]; im östlichen Teil der Oberstadt und eben im Nordwesten die Hinterlauben [56] und an der Mauer wohl die letzte, neueste, die Neugasse [53]. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahr- hundert wurden beide Bezeichnungen nebeneinander gebraucht: (Leder-) - gerber- und Neugasse.

Heute dominiert der grosse städtische Verwaltungs- und Gerichtskomplex, Amtshaus [65] genannt, den unteren Teil der Neugasse, die auch heute wieder eine wirklich neue Gasse ist; denn von den rund vierzig Neugass- gebäuden stammen noch «höchstens fünf aus der Zeit vor 1800; etwa fünf- unddreissig wurden in unserem Jahrhundert, die meisten in neuester Zeit erstellt» (E. Ziegler).

Etwas besser ist es dank ihrer versteckten Lage um die Hinterlauben be- stellt. Im dreizehnten Jahrhundert wohnten einige Judenfamilien hier in der Hinterlaubensiedlung. Im Jahre 1348 nahmen die Bürger alle Juden ge- fangen, verbrannten sie samt und sonders und konfiszierten ihr Hab und Gut (Was König Karl IV. veranlasste, die Stadt von allen Folgen dieser Schandtat in einer Urkunde von 1349 freizusprechen, ist mir unerklärlich).

Haus Hinterlauben 6 ([57]) geht auf 1581 zurück und ist in seinen wesent- lichsten Teilen erhalten. Das Portal stammt aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts. In der Mitte der siebenteiligen Fenstergruppe im ersten Ober- geschoss ist ein Steinerker angebracht, der von einer Muschel gekrönt wird. Die Erkerbrüstungen sind mit Masswerk und Laub verziert.

Auf dem Areal des Hauses «Zum Goldenen Apfel» (Hinterlauben 8) [58] stand im fünfzehnten Jahrhundert Vadians Geburtshaus.

In einsamer Grösse, wie auf dem Denkmal [54] hoch über dem Markt, stand der Humanist Joachim von Watt, Vadianus (1484–1551) inmitten seiner Zeit- und Stadtgenossen, deren «geistige und künstlerische Leistungen hinter den Grosstaten der Wirtschaft zurückblieben. Die Textilien waren dem Sanktgaller Bürger wichtiger als die Texte» (Gg. Thüner). Vadian war schon als Zweiunddreissigjähriger Rektor der Universität Wien, wurde 1514 durch Kaiser Maximilian I. mit dem Titel eines «Poeta laureatus» geehrt. 1518 wurde Vadian vom Sanktgaller Rat zum Stadtarzt gewählt. Er diente seiner Vaterstadt auch als Bürgermeister, Historiker und Reformator; er war so recht ein Universal mensch der Renaissance, der aber wie sein Freund, Meister Ulrich Zwingli, in der Reformation die Wendung vom Humanismus zum Evangelium vollzog. Mit seiner Bücher- und Schriftensammlung, die er der Stadt ver- machte, legte er den Grundstein zur Stadtbibliothek Vadiana, der heutigen Kantonsbiblio- thek.

Der heutige spätbarocke Bau stammt aus dem Jahre 1775. Das prächtige Portal ist flankiert von Pilastern und gekrönt von zwei Voluten (spiralförmig eingerolltes Bauelement, das zwischen waag- und senkrechten Teilen ver- mittelt) und einer Kartusche (Ornamentform, die aus einer schildförmigen Fläche und einer mit Voluten geschmückten Umrahmung besteht). Eine grosszügige Treppenanlage führt in die Obergeschosse, deren Zimmer mit ihren Stukkdecken und Wandmalereien noch weitgehend die originale Substanz aufweisen (W. Lendi).

Das Haus «Zum Tiefen Keller» (Hinterlauben 10) [59] erwarb sich Vadian 1520 und bewohnte es bis zu seinem Tode (1551). In der Fassade dominiert der zweigeschossige Steinerker von 1608, dessen untere Brüstung mit spätgotischen Fischblasenrosetten dekoriert ist; in den oberen Brüstungen sind sorgfältig gearbeitete Frührenaissanceornamente zu sehen. Die Häuser Hinterlauben 8 und 10 sind in den Jahren 1976 und 1977 aufs trefflichste renoviert worden.

Das Haus «Hexenburg» (Hinterlauben 12) [60] ist schon 1429 erwähnt. Der heutige Bau geht auf das Ende des sechzehnten Jahrhunderts zurück. Die bauliche Verwandtschaft mit dem «Schlössli» [26] an der Spisergasse/Zeughausgasse ist offensichtlich trotz des tristen Verputzes.

Kehren wir zum Multertor zurück. In dem seit 1839 weiträumigen Platz, der von zwei einander gegenüberliegenden Bankhäusern dominiert wird, steht der Broderbrunnen [61].

Der Kantonsrichter und Kantonsrat Hans Broder von Sargans vermachte testamentarisch der Stadt St. Gallen Fr. 20 000 zur Erstellung eines monumentalen Brunnens. Das fiel in die Zeit, als das Quellwasser für die städtische Wasserversorgung nicht mehr ausreichte und deshalb im Rietli bei Horn Pump- und Kläranlagen für Bodenseewasser erbaut wurden (1895). So wurde der Broderbrunnen mit seiner dreieckigen, von einer Nymphengruppe gekrönten Anlage zum Gedenkmonument für die Bodenseewasserversorgung. Die Plastik wurde, vom Toggenburger Bildhauer August Bösch geschaffen, 1896 eingeweiht. Auf dem Schulwandbild ist die oberste Nymphe hinter dem Bankhausflachdach zu erkennen.

Blicken wir vom Broderbrunnen stadtwärts. Auf dem geräumigen Platz, wo früher das Multertor gestanden hatte, fand jeden Mittwoch und Samstag die Textilbörse statt: Hier trafen sich bei jedem Wetter stehend während des ganzen Jahres «die Exporteure, Stickereifabrikanten und Fergger, die Färber, Senger und Appreteure, Zwirner und Zeichner» und tätigten ihre Geschäfte. «Sehr oft wechselte das Handelsobjekt seinen Besitzer, ohne überhaupt augenscheinlich geprüft worden zu sein. Die Verkäufe und Käufe von Geweben, Stickereien, Garnen und anderen Textilprodukten gingen jeweils in die Hunderttausende von Franken. Nebst den einheimischen Geschäftsleuten fanden sich hier die Fabrikanten aus der engeren und weiteren Region ein. Aber auch Kaufleute aus London, Paris, ja sogar aus New York belebten die Börse direkt und indirekt» (E. Ziegler).

Seit dem Jahre 1893 befasste sich ein «Initiativcomité für einen Tramway Bruggen–St. Gallen–St. Fiden und Langgasse» mit Vorstudien. Der Gemeinderat «sprach sich prinzipiell für Überlassung der Gemeindestrassen zur Anlage und zum Betrieb einer elektrischen Strassenbahn mit oberirdischer Stromleistung aus». Die Multergass-, Spisergass- und Linsebühlquartiervereine verlangten in einer Eingabe, dass auch ein Geleise durch ihre Gassen der Altstadt (!) geführt werde und nicht bloss über den Bohl. Trotz aller Bedenken, die – in heutiger Sicht – doch wahrhaft zu Recht von den Behörden vorgebracht wurden, blieben die Multer- und Spisergässler bei ihren kategorischen Forderungen. 1895 stimmte sogar die Bürgerversammlung dieser Linienführung diskussionslos zu. Die Ausführung wurde ver-

zögert und verschoben, bis endlich die Vernunft siegte. Heute ist dieser Teil der Altstadt «Fussgängerzone». Wie sich eine Einstellung doch von Grund auf ändern kann! Seit 1897 ratterten die Tramwagen von Bruggen–Rosenbergstrasse–Schibenertorplatz– über den gepflästerten Bohl, die Goliathgasse hinunter zum Platztor und hinaus ins Heiligkreuz, die andere Linie verband den Bahnhof via Bohl mit dem Krontal. 1950 stellten die Städtischen Verkehrsbetriebe ganz auf den schienenlosen Trolleybus- und Busverkehr um. Heute sind fast alle Aussenquartiere diesem weitläufigen Netz angeschlossen. Zudem erreichen die Pendler vom südlichen Westen mit der BT (seit 1910), die von Winkeln und dem oberen Bruggen mit der SBB (seit 1856) und von St. Fiden (seit 1857) in wenigen Minuten den Hauptbahnhof, wo sich alle Trolleybuslinien treffen. Einzig die Trogenerbahn fährt auch heute noch wie seit fünfundsiebzig Jahren als schienengebundenes Tram, aber immer wieder modernisiert, vom Bahnhof über den Bohl zum Spisertor Richtung Speicher–Trogen.

Von den Biedermeierhäusern [62] am Anfang der Poststrasse ist auf dem Bild nur das östlichste zu sehen. Dieses Gebiet wurde schon im Jahre 1808 im Rahmen entsprechender Vorschriften ausserhalb von Mauer und Graben zur Überbauung freigegeben. Ähnlich wie im späteren Frongarten- [63] und im sogenannten Neuen Quartier, das in den Jahren nach 1840 vom bekannten Architekten Bernhard Simon zwischen Oberem Graben – Bahnhofstrasse – Waisenhausstrasse – Poststrasse erbaut, dann bis zur Schützen-gasse erweitert wurde, musste der Innenhof der Biedermeierhäuser für niedrige Lagerhäuser und Stallungen freigehalten werden, was aus dem Stadtplan noch heute gut ersichtlich ist.

Das Pendant dieser frühen geplanten Vorstadtüberbauung ist die Häuserzeile Rorschacherstrasse 1–25 [64] vor dem Brühltor [L].

Aber nicht nur das Bleichegebiet lag ausserhalb der Mauern, sondern bis 1422 auch der ganze Irahügel. Der Irabach floss, von den Menzeln kommend, durch die heutige hintere Poststrasse [62], entlang der alten Mauer zum Bohl, dann durch die heutige Goliathgasse [66] hinunter und mündete nach dem Brühl in die Steinach.

Die Kirche St. Mangen [2] steht auf dem Hügel an der Stelle, wo Abt Salomon III. (859–920), der zugleich Bischof von Konstanz war und hier über dem Irabach wohnte, 898 ein Chorherrenstift zu Ehren des St. Galler Mönches Magnus gründete; Magnus missionierte nach seiner Sanktgaller Zeit im Allgäu, gründete Füssen und sammelte Brüder um sich. Er wurde besonders in Süddeutschland, im Tirol und in der Schweiz als Heiliger verehrt. In einer der Kirche angebauten Zelle wohnte die Klausnerin Wiborada, die 926 während des Ungarneinfalles erschlagen wurde. Die kreuzförmige Kirche geht auf den Anfang des zwölften Jahrhunderts zurück; der Turm stammt aus dem Jahre 1505. Es steht urkundlich fest, dass Abt Salomon die Kirche «super fluvium Nigra aqua», das heisst über dem Bach das Schwarze Wasser, später auch Schwärzebach genannt, gegründet hatte. Es lässt sich nicht mehr belegen, ob und wann hier das Nigra aqua zu Ira- oder Lirenbach verstümmelt wurde; noch ist nicht eindeutig klar, ob das Wasser deshalb «schwarz» genannt wurde, weil der Abfluss des Hopsgermoores es verschmutzte.

Das ehemalige Frauenkloster St. Katharinen [25], erst Augustiner- dann Dominikanerinnen, wurde 1228 gegründet. Ausser der 1368 erbauten Kirche gehen die noch vorhandenen Gebäulichkeiten auf die Zeit nach 1500 zurück. Besonders eindrücklich ist der 1504 bis 1507 erbaute gotische Kreuzgang. 1528 wurde das Kloster aufgehoben und diente fortan als städtische Knabenschule, «Bubenkloster» genannt. Zu diesem Zweck wurde der Südflügel umgebaut. 1977/78 wurde der ganze Gebäudekomplex mit äusserster Gewissenhaftigkeit renoviert und ist heute eine besondere Zierde der Stadt (auf dem Bild noch nicht sichtbar).

Erst 1422 kamen der Irahügel, das Katharinenkloster und die Häuser bis zum Hopsgermoos innerhalb der Ringmauer. Dieser Teil mit der St. Magnihalde, der Schwert- [67] und Katharinengasse [68], der Goliath-, der Kirch- [69], Metzger- [70], Augustiner- [71] und Engelgasse [72] wurde dann während vieler Jahrhunderte die neue oder untere, die sogenannte mindere Stadt, «minder» aber nicht im heutigen Sinn von weniger wert oder weniger dicht, sondern von kleiner.

Das Haus «Zum Goldenen Schäfli» (Metzgergasse 5) [73], das ehemalige Zunfthaus der Metzger, ist als einziges Zunfthaus erhalten geblieben. Erdgeschoss und erstes Obergeschoss stammen aus der Zeit nach 1484. Vom zweiten Obergeschoss an wurde es 1629 neu aufgestockt. Die heimelige Wirtsstube im ersten Stock hat eine spätgotische Balkendecke mit Scheiden- und Herzblattmuster. Durch eine allmähliche Senkung der Rückenfassade wurde der Boden abschüssig. Über die höchst dringliche Renovation dieses alten Zunfthauses konnte leider noch keine Einigung erzielt werden. Am oberen Ende der Metzgergasse, die noch eine Anzahl schöner Häuser aus verschiedenen Jahrhunderten erhalten hat, stand das Metzgerort (s. Merianstich), das aber als Nebentor nach dem St. Galler Krieg 1490 zugemauert und in den Harzturm umgewandelt wurde. Dort lagerte das städtische Bauamt die Harz- und Pechvorräte zur Dichtung von Brunnenleitungen und -trögen und zur Herstellung von Pechkränzen für Strassenbeleuchtung in Notfällen. Unproportioniert massig dominiert die alte Gewerbeschule [75]. Interessant ist die Augustinergasse [71] deshalb, weil sich hier auf dem Bild deutlich erkennen lässt, dass die der Stadtmauer entlang führende westliche Häuserzeile ganz offensichtlich niedriger ist als die Zeile zwischen der Augustiner- und Engelgasse. Erst die Bauvorschrift von 1900 erlaubte den Bau eines dritten Stockwerkes (Parterre und zwei Stockwerke). Früher hiess sie Augustinergasse, am Ende des Hopsgermooses ebenfalls Engelgasse (nach dem Wirtshaus zum «Engel») und hat erst seit 1883 ihren eigenen Namen. Der Burggraben (heute entlang dem Kantonsschulpark) erstreckte sich anfänglich vom Spisertor [L] über den Bohl [24] zum Multertor [O], also um die halbe Oberstadt und trennte diese von der Iravorstadt. Nachdem diese beim Stadtbrand von 1418 verschont geblieben war, erkannte wohl der Rat die Wichtigkeit dieses Gebietes und begann sofort mit der Ummauerung. Diese wurde anfänglich nur auf Mannshöhe ausgeführt. In diesem unfertigen Befestigungszustand war die Stadt noch bei der Belagerung durch die vier äbtischen Schirmorte im St. Galler Krieg 1490. Dann aber wurde der Ausbau der Verteidigungsanlage ernsthaft an die Hand genommen.

Auch dieser Graben blieb trocken. Einzig der Burggraben war ein Wassergraben, als nach dem Bau des Brühltors der Irabach in den Graben geleitet wurde und sich dann beim Spisertor mit der Steinach vereinte. In den trockenen Teilen der Gräben wurden Hirsche und wohl auch anderes Rotwild gehalten. Der Merianstich zeigt klar, dass auch nach der Erweiterung von 1422 Obere und Mindere Stadt deutlich getrennt waren.

In der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde der Graben zwischen den Stadtteilen überwölbt und damit ein geräumiger Platz gewonnen, der mit Bollensteinen gepflästert wurde. Er sollte nach dem Willen des Rates unbebaut bleiben. Die Grosse Metzg (Merianstich [G]) stand hier, als sie vom Markt hierher verlegt worden war. Im Jahre 1503 wurde das grosse Kornhaus (Merianstich [F]) doch hier erstellt (Metzg 1865, Kornhaus 1864 abgebrochen). Auf dem Bohl wurde früher der Holzmarkt abgehalten; hier erschienen die Bauern der Umgebung mit ihren grossen Holzfuhrn.

Bohl gehört zur Wortfamilie Büel, Böl, Büchel u. a. und bezeichnet eine kleine Erhöhung; ob wohl gesagt werden wollte, dass dieser Platz sich am Büchel, das heisst am Irahügel, befand?

Das Irer- oder Stadttor, das die Marktgasse hier abschloss und 1419 nach dem Stadtbrand neu aufgebaut worden war, wurde 1485 wiederum durch ein neues ersetzt. Der Aufbau aller Tore bot Platz für die Wohnung des Torwächters und meist auch für die Lagerung von Korn, Kriegsgerät und Kriegsbeute. Im selben Jahr wurde ein schönes Steinrelief angebracht, das heute im Ausgang des Stadthauses eingemauert ist: In einem Rundbogenfeld halten ein geharnischter Krieger und ein Kaufmann das Stadtwappen, den Bären, darüber ist der Doppeladler des Deutschen Reiches, über dem drei Engel die Reichskrone halten. Der Stadtbär trägt ein (goldenes) Halsband, wie es zehn Jahre zuvor Kaiser Friedrich III. der Stadt als Dank für die Waffenhilfe bei der Belagerung von Neuss (1474/75 Krieg gegen Karl den Kühnen) bewilligt hatte. Aus dem Wappenbrief: «Ir Stat Wappen und Schilde so mit namen ist ein weisser Schilde, darin steende aufrecht ein swarzer Ber mit guldin Kloen und mit guldin Augenprawn, auch habene in den Orenn Gold und so bisher also gefurt und gebraucht haben geziert und gebessert nemlich denselben Bern mit einem guldin Halsbande umbe seinen Halse...» In der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nahm die Stadt hier am Bohl grosse Veränderungen vor: 1562 wurde das Tor um zwei Stockwerke erhöht, 1563 das alte Rathaus abgebrochen und ein neues, grösseres an seiner Stelle erbaut; auf der andern Seite des Rathauses stand ein noch wuchtigerer Turm, der Gefängnisturm. Im neuen Rathaus (Merianstich [E]) wurde 1564 die erste Ratssitzung abgehalten. Dieser Abschluss der Markt-gasse mit dem wohlausgewogenen Renaissancebau, flankiert von Stadt- oder Irator und dem Gefängnisturm, muss dem Marktplatz eine grossartige Geschlossenheit gegeben haben. An dieses Rathaus, das 1877 abgebrochen wurde, erinnern noch Dachreiter und Glöcklein und die Monduhr am Wäaghaus, beides nach dem Abbruch dorthin versetzt. Ein kleiner Trost. Durch den Abbruch ist «der Marktplatz zu einem Platzungetüm von erschreckenster Formlosigkeit» geworden (Salomon Schlatter).

Das schönste Gebäude am Bohl ist das 1584 bis 1585 erbaute Waaghaus [74] (Merianstich [K]). Schon am 10. März 1863 lesen wir im «Tagblatt der Stadt St. Gallen»: «Die beiden längst dem Zahn der Zeit verfallenen Lokalitäten, Kornhaus und Metzge, müssen also in Bälde dem Schönheitsgefühl weichen, dagegen aber soll das ehemalige Kaufhaus, die alte Grümpelkammer, zum Ergötzen für Fremde und Einheimische noch länger als Spektakelstück der Stadt sein Verbleiben haben.» Aber die Stimmbürger entschieden 1958 anders, sie stimmten mit 6448 Ja gegen 6147 Nein der Erhaltung und Renovation knapp zu. Noch waren auch jetzt viele der Meinung, dieses wertvolle Gebäude hätte dem Verkehr zu weichen. Im Waaghaus am Bohl versammeln sich der Schulrat und die städtische Legislative, der Gemeinderat, zu ihren Sitzungen. Ein Repräsentationsraum dient der Stadt für Empfänge, Ausstellungen und Vorträge.

Nach Ratsbeschluss von 1581 sollte das Waaghaus ein Haus zum Wägen für Kaufmannsgüter im offenen Erdgeschoss werden. Darüber wurden zwei Kornmagazine errichtet. Von 1876 bis zur Restaurierung 1962/63 diente das nunmehr zugemauerte Parterre der Post. Nach der prächtig gelungenen Renovation des Waaghauses erhielt die Post an der Brühlgasse 1 einen Neubau [75], in dem auch ein Teil der Städtischen Verwaltung nach wie vor untergebracht ist.

Erst 1875 war beschlossen worden, das Gasthaus «Zum Tempel» niederzureissen, um damit einen direkten Zugang von Brühl- und Kugelgasse zum Bohl zu ermöglichen.

Das Hotel «Hecht» (Bohl 1) [76] ist ein altes St. Galler Gasthaus, dessen heutiger Bau im wesentlichen auf eine Umgestaltung vor hundert Jahren zurückgeht, als zwei ältere Häuser zu einem einzigen Bau mit Eckturm zusammengezogen wurden. Seine ausgewogenen Proportionen machen den «Hecht» zur wohlthuenden Dominante an der Nordseite des Bohls.

Dort, wo auf dem Schulwandbild zurzeit am Bohl ein grosser Parkplatz sich präsentiert, stand von 1857 bis 1968 das von Johann Christoph Kunkler erbaute Stadttheater. Heute steht der moderne Zweckbau [77] am Rande des Stadtparkes [78]. Diese ausgedehnte Grünfläche mit wertvollem Baumbestand inmitten der Stadt wurde 1872 von der Politischen Gemeinde der Ortsbürgergemeinde und dem Kaufmännischen Directorium von den bisherigen Besitzern, Familie Scherrer, die an dessen Rand, an der Rorschacherstrasse 25, wohnte [79], gekauft und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt. Neben dem neuen Theater erkennen wir die von G. J. Kunkler 1907 im Jugendstil erbaute Tonhalle [80], dahinter den Anfang jenes Quartiers, das reich ist an überdurchschnittlich schönen Jugendstil- und klassizistischen Bauten [81] (Stadtplan: Blumenau-, Notker-, Museumstrasse). Vom Alten Museum (Museumstrasse 32) [82] im Stadtpark, hinter dem neuen Theater, ist auf dem Bild nur mehr ganz wenig zu sehen. Nach dem Erwerb der Scherrerschen Besizung und der Ausgestaltung zum Stadtpark wurde es in den Jahren 1875–1877 von Johann Christoph Kunkler, dem Vater des Tonhalle-Erbauers, als hervorragender klassizistischer Bau erstellt. «Leider erschwerten konstruktions- und materialmässige Mängel die Erhaltung ausserordentlich» (W. Lendi).

Die Schulhäuser Talhof [84] und Blumenau [85], von Johann Christoph Kunkler zwischen 1867 und 1890 erbaut, können als Prototypen damaliger Schulhausbauten betrachtet werden.

Das alte Theater am Bohl war nicht das älteste St. Galler Theater. Wo heute hinter dem Regierungsgebäude [5] ein langgezogenes Gebäude liegt (Kantonspolizei) [83], stand zu äbtischen Zeiten ein Wagenschopf. «Dort konnte sich 1801, vornehmlich auf Vermittlung des späteren ersten Landammanns des Kantons St. Gallen, Karl Müller von Friedberg, der deutsche Theaterdirektor Johann Jakob Löhlein mit seiner Truppe niederlassen. Der Landammann förderte das Theater weiter und wurde erster Präsident der 1805 gegründeten Theater-Aktiengesellschaft (. . .) St. Gallen besitzt somit nebst Bern(. . .) das zweitälteste deutschschweizerische Berufstheater» (W. Lendi).

2. Von der Galluszelle zum Kloster

2.1 St. Gallen als irische Gründung

Die Geschichte St. Gallens beginnt nicht auf dem europäischen Festland, sondern am äussersten Rande der Alten Welt, ausserhalb des römischen Imperiums, auf Irland, der Grünen Insel, die als letzte von den Ausläufern der Völkerwanderung berührt worden war. Nachdem die Römer die Provinz Britannien zu Beginn des 5. Jahrhunderts räumen mussten, segelten britische Christen nach Irland und nach jener keltischen Halbinsel, die noch heute den alten Namen Bretagne (Britannien) trägt. Um 430 kehrte auch St. Patrick, der Sohn eines britischen Dekurionen und Diakons, «dem Rufe Gottes folgend», auf die Grüne Insel zurück, wohin er als Jüngling von irischen Seeräubern in die Sklaverei verschleppt worden war. Er wurde zum Apostel und Nationalheiligen Irlands. Die von ihm gegründete irische Kirche war eine grosse, lose Klosterföderation mit stadähnlichen Klostersiedlungen, wo oft Tausende von Mönchen in hölzernen Hütten miteinander wohnten und wirtschafteten. Diese Gemeinschaften glichen eher den Eremitenkolonien des Orients als den Klöstern des Kontinents mit ihrer strengen Disziplin. Sie arbeiteten bis zur körperlichen Erschöpfung und unterzogen sich masslosen Kasteiungen. Unzählige Mönche zogen von Kloster zu Kloster, oder sie pilgerten in fremde Länder, wo sie als Künder des Glaubens und der Weltabgeschiedenheit, aber auch als Pioniere der Arbeit, des Ackerbaus und der Kultur neue Klöster gründeten. So zog Kolumban mit seinem Schüler Gallus und elf andern Jüngern vom Kloster Bangor in Nordirland, das über 30 000 Mönche und Einsiedler beherbergt haben soll, nach Burgund, in eine lange Kutte aus Schaffell oder aus ungefärbter Wolle gehüllt, langen Krummstab, Ledertasche mit Schriften und blecherne Kapsel mit Reliquien tragend, und den Vorderkopf kahl geschoren. In Burgund gründete er während seines zwanzig Jahre dauernden Aufenthalts u. a. die Klöster Anegray, Luxeuil und Fontaines. Nach ihrer Ausweisung wanderten Kolumban und seine Begleiter durch Alamannien, wo Gallus den Grund zum Kloster St. Gallen legte, über die Alpen in die Lombardei (612 Gründung der Abtei Bobbio). So begann seit dem siebten Jahrhundert ein Netz irischer Klostergründungen Westeuropa zu überspannen. Die Verbindung zwischen Luxeuil, St. Gallen, Bobbio und den übrigen Klöstern und der Strom irischer Pilger rissen jahrhundertlang nicht ab. Noch im elften Jahrhundert erwähnt eine Urkunde die Iren, die zur «Kasteiung ihres Leibes und zur Rettung ihrer Seelen im Exil leben und auf Pilgerschaft nach den heiligen Stätten unterwegs sind», und im zwölften Jahrhundert ging von den grossen Irenklöstern Bayerns eine neue Welle irischer Pilger aus. Diese dauernden Beziehungen des Klosters St. Gallen zu der fernen Grünen Insel wirkten sich auf das geistige Leben befruchtend aus und bestimmten lange Zeit seine einmalige Stellung im germanischen Kulturkreis mit.

2.2 Von der Galluszelle zum Kloster

Um 610 erreichte Kolumban mit seinen Begleitern die alte keltisch-römische Siedlung Brigantium (Bregenz), nachdem sie auch aus Tuggen vertrieben worden waren, weil sie aus feurigem Christianisierungseifer heidnische Tempel in Brand gesteckt und Götzenbilder in den See geworfen hatten. In Bregenz trafen die streitbaren Missionare auf eine kleine christliche Gemeinde, die sich aus römischer Zeit erhalten hatte. Die ersten Ansätze des Christentums waren aber weitgehend von germanischem Heidentum überwuchert: In der ehemaligen Kapelle standen drei vergoldete Götzenbilder. Gallus predigte in deutscher Sprache mit Macht gegen den Wotanskult und vernichtete die heidnischen Idole. Nach dreijähriger Missionstätigkeit wurden die Iren auch vom Herzog von Alamannien des Landes verwiesen. Während sich Kolumban mit seinen Jüngern nach Süden wandte, beschloss Gallus, fieberkrank und reisemüde, in dem ihm vertraut gewordenen Lande zu bleiben. Er begab sich nach Arbor Felix (Arbon), wo er dank der Pflege zweier Geistlicher gesundete. Mit dem Dekan Hiltibold, einem mit der Wildnis vertrauten Jäger, zog Gallus durch den Arboner Forst, dem Alpstein entgegen. Dort, wo die Steinnach in wildem Sturz von den Höhen herab sich der Ebene zuwendet, verstrickte sich Gallus in einen Dornstrauch und kam zu Fall. Darin sah er ein göttliches Zeichen, dass hier seine Wanderung zu Ende sei; er errichtete ein Holzkreuz an der Stelle, wo er seine künftige Klausen bauen wollte. Die Biographen des Gallus haben die ersten Tage in der Einsamkeit mit zahlreichen wundersamen Episoden ausgestattet. Eines Abends, als Gallus im Gebet versunken war, nahte sich ein gewaltiger Bär, dem er befahl, Holz zum Feuer zu tragen; zum Lohn für seinen Gehorsam speiste er das Tier mit Brot aus seiner Pilgertasche und gebot ihm, in die Berge zurückzukehren und im Tale weder Mensch noch Vieh zu bedrohen. Auf dieser Szene basiert das unterste Drittel der als Rückseite verwendeten wunder-vollen Elfenbeintafeln zum Evangelium longum des Mönches Tuotilo und das Wappen der Stadt St. Gallen als Zeichen der Kraft und zum Bedenken, welche Macht der Geist über die Natur hat. Als sich Gallus in die Wildnis zurückzog, war er schon ein bekannter und verehrter Mönch; zwei Schüler gesellten sich zum ihm, erstellten ihre Hütten in der Nähe seiner Zelle, rodeten Land und legten einen Acker an. Der Graf von Arbon sprach Gallus das Land zu, auf dem er sich niedergelassen hatte und sandte Werkleute, um eine Kapelle zu errichten. Gallus starb am 16. Oktober eines unbekannt-jahres um die Mitte des siebten Jahrhunderts. Die Wohn- und Grabstätte des heiligen Gallus zog bald Pilger und fromme Besucher an, und die Zahl der Mönche, darunter auch Iren, nahm ständig zu. «Gallus vereinigte in sich die drei Elemente europäischen Geistes: die Antike (er hatte in der Heimat und auf der Wanderschaft klassische Bildung kennengelernt), das Alamannentum (er predigte in einheimischer Sprache, er fand die dem Volk entsprechende Art der Missionierung . . .) sowie als höchstes und verbindendes das Christentum (er war der Apostel Alamanniens)» (Dr. Johannes Duft).

Aber gegen Ende des siebten Jahrhunderts, als das Frankenreich unter den letzten Merowingern in verschiedene, sich bekämpfende Teilreiche zer-

fallen war, wurde auch die irische Mönchssiedlung zwischen Steinach und Irabach verwüstet und war dem Zerfall nahe. Es war ein Glücksfall, dass der Alamanne Waltram, der Kommandant des Kastells Arbon, der grosse Ländereien in der St. Galler Gegend, zwischen Rhein- und Arborgau, besass, den tüchtigen Landsmann Otmar an die Steinach berief. Dieser baute die Klostersiedlung vollständig neu auf. Fromme Schenkungen legten den Grund zum Reichtum des werdenden Klosters. Er führte auf Befehl des Frankenkönigs Pippin die Benediktinerregel ein. Nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem Bistum Konstanz, welches St. Gallen als Eigenkloster betrachtete, wurde St. Gallen in den Jahren 816/18 von Ludwig dem Frommen zum königlichen Kloster erhoben. Als Reichskloster stand es unmittelbar unter der Krone und hatte das Recht, selbst einen Schirmvogt zu wählen. Die Gunst der Karolinger blieb St. Gallen bis zum Ende des Geschlechts erhalten und trug entscheidend zum wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufstieg bei, der bis ins zehnte Jahrhundert anhielt und das Galluskloster zu höchster Blüte brachte. St. Gallen wurde zu einer Stätte der karolingischen Renaissance und zu einer Stütze der Dynastie bis zu ihrem Untergang. Von den Königen selbst eingesetzt, leiteten hervorragende Persönlichkeiten die Geschicke der Abtei, so u. a. Gozbert (816–837), der einen Klosterneubau nach einem fränkischen Idealplan, der noch heute in der Stiftsbibliothek in St. Gallen aufbewahrt wird, durchführte, wie auch Grimald (841–872), Kaplan und Kanzler am Hofe Ludwig des Deutschen, ein mächtiger fränkischer Edelmann und gelehrter Schüler Alkuins, und der Abt-Bischof Salomon (890–920), ein Schüler Notker des Stammlers und ebenfalls Kanzler und Ratgeber der letzten Karolinger. Der eigentliche Klosterbetrieb selbst zählte im neunten Jahrhundert schon gegen 200 Knechte und hörige Diener ausserhalb der eigentlichen Klostergemeinschaft. Ein Urbar des Klosters von 920 führte nahezu 2000 dem Kloster abgabepflichtige Zinsbauern an.

2.3 «Das goldene Zeitalter» des Klosters

Eine der grössten Kulturleistungen der frühmittelalterlichen Klöster war die Erhaltung des geistigen Erbes der Antike. In mühsamer, kunstvoller Arbeit, auf seltenem, oft schwer zu beschaffendem Schreibmaterial kopierten die schreibkundigen Mönche die Heilige Schrift, die Kirchenväter, die Kommentare, Lehrbücher, wissenschaftliche Werke und Chroniken, aber auch die Schriftsteller des Altertums und retteten sie so vor Untergang und Vergessenheit. Kolumbans Mönchsregel schrieb ausdrücklich das Lesen als Mönchspflicht vor. Den Grundstock der Bibliothek im Kloster St. Gallen bildeten die Bücher, die Gallus und seine Gefährten auf ihrer Pilgerfahrt mitgebracht hatten. Nach dem ältesten Katalog der Klosterbibliothek aus dem neunten Jahrhundert enthielt sie u. a. 32 Bücher in irischer Schrift mit oft ganzseitigen Miniaturen. Der in St. Gallen ausgebildete Schriftstil übte einen grossen Einfluss auf die karolingische Minuskelschrift aus, und die deutsche Kalligraphie der Ottonen wurde recht eigentlich im St. Galler Scriptorium entwickelt.

Die Kunst der Buchmalerei fand in St. Gallen ebenfalls rege Pflege. Selbst der streitbare und in der Reichspolitik führend beteiligte Abt-Bischof Salomon gab seinen Mönchen persönliche Anleitungen zur Buchmalerei. Die grossen Prachthandschriften der St. Galler Klosterbibliothek: das Psalterium und das Lektionarium des Wolfcoz, das Psalterium Folcharts mit sechzehn Miniaturen in den Litaneibögen und hundertfünfzig überragenden Initialen, das Psalterium aureum eines unbekanntenen Meisters und Sintrams hochkultiviertes Evangelium longum, dem Tuotilo die elfenbeinernen Einbandtafeln schnitzte, sind unschätzbare Kleinodien frühmittelalterlicher Buchkunst. Ein anderer bedeutender Beitrag St. Gallens zur mitteleuropäischen Kultur war die grosse musikalische Renaissance, die vom achten bis zehnten Jahrhundert vom Galluskloster auf Europa ausstrahlte. «Sie haben die Kirche Gottes nicht nur in Alamannien, sondern in allen Gegenden von einem Meere zum andern durch Hymnen und Sequenzen, Tropen und Litaneien, durch ihre mannigfachen Lieder und Melodien, wie durch ihre geistlichen Unterweisungen mit Freude und Glanz erfüllt», schrieb der letzte grosse Chronist des Klosters, Ekkehart IV., in seinem «Casus Sancti Galli» von den musikalischen Meistern Ratbert, Tuotilo und Notker. Gegen Ende des achten Jahrhunderts hat der Mönch Romanus den römischen Kirchengesang nach St. Gallen gebracht. Um den ungeübten Mönchen das Verständnis der schwierigen Tonschrift zu erleichtern, hatte er den Neumen (Noten ohne Linien, Schlüssel, Rhythmus- und Taktbezeichnung) des gregorianischen Antiphonars erklärende Buchstaben hinzugefügt zur Angabe der Tonstärke und Höhe, des Tempos, der Fermaten und Pausen. Ein späterer Kommentar Notker des Stammlers zur Erklärung dieser Zeichen gehört zu den wertvollsten Dokumenten der Musikgeschichte. Als dann im neunten Jahrhundert die Sängerschule ihren Höhepunkt erreichte, gingen von St. Gallen neue Lieder und neue Liedformen aus, in denen volkstümliche Elemente und vielleicht auch die uralte metrische Kunst der Kelten die römische Gesangskunst abwandeln und bereicherten. Ratberts Lieder preisen die Heiligen Gallus und Magnus, Notker der Stammler komponierte ein reiches Werk von 40 Sequenzen, Prosagesängen, die sich an das Graduale und das Halleluja der Messe anschlossen.

Untrennbar von dieser musikalischen ist die dichterische Renaissance, die von St. Gallen ausging. Sie brach mit der erstarrten, unverstänlich gewordenen Metrik der antiken Dichtkunst. Besonders gross sind die Verdienste des Gallusklosters um die althochdeutsche Literatur. Ratbert, Dichter und Komponist, dichtete in deutscher Sprache das Galluslied und übersetzte biblische Texte ins Deutsche. Er benützte den musikalisch wie dichterisch höchst fruchtbaren Kehrreim. Einzigartig ist ferner die sanktgallische Historiographie der «Casus Sancti Galli», von Ratbert lateinisch begonnen und deutsch abgeschlossen vom St. Galler Bürger Christian Kuchmeister im vierzehnten Jahrhundert. Darin wurde die Lokalgeschichte von 600–1130 beinahe lückenlos durch neun einheimische Verfasser geschildert. Ekkehart I. goss in seiner lateinischen Niederschrift des Walthariliedes ein prachtvolles Stück altdeutscher Heldenliederdichtung in eine feste literarische Form. Notker der Stammler verherrlichte in ähnlicher Weise die Taten Karls des Grossen. Um die Jahrtausendwende übersetzte Notker der Deutsche

(oder Notker labeo) Psalmen und antike Schriftsteller ins Deutsche, studierte die althochdeutsche Grammatik und schrieb die erste deutschsprachige Abhandlung über Musik, die Lehre von den acht Tönen und den Tonarten. Allseitig schöpferisch tätig waren die gottesfürchtigen Mönche, die in jenen Jahrhunderten wirkten: Ratbert, Historiker, Dichter und Musiker zugleich, Tuotilo, der Elfenbeinschnitzer, der auch Miniaturen malte, komponierte, mehrere Instrumente spielte, Tropen dichtete und damit die Grundlagen zur Motette und zum geistlichen Spiel legte, daneben noch die sieben freien Künste lehrte und der Musiklehrer der adeligen Klosterschüler in der äusseren Schule war, und Notker labeo, der Theolog, Grammatiker, Astronom, Mathematiker, Musiker und Dichter war.

2.4 Der geistige Niedergang des Klosters und die barocke Prachtentfaltung

Zu Ende des ersten Jahrtausends ist der Zerfall der wirtschaftlichen und geistigen Stellung des Klosters besiegelt. Auf «das goldene Zeitalter» unter Abt-Bischof Salomon war eine Periode des Niedergangs gefolgt, als nacheinander die Ungarninvasion, die Raubzüge der Sarazenen und eine grosse Feuersbrunst das Kloster verwüstet und seine Insassen zerstreut hatten. Noch einmal sollte St. Gallen mit der ottonischen Renaissance eine kurze Nachblüte erleben mit den purpurleuchtenden, byzantinisch beeinflussten Sakramentariern. Doch die Verwicklung in die Reichspolitik, die Auflehnung gegen die von Konrad II. aufgezwungene Cluniazenser-Reform, Hof- und Kriegsdienst der zu weltlichen Grossen, zu Fürsten gewordenen Äbte, strittige Abtwahlen und Parteiungen im gewaltigen Investiturstreit zwischen Kaisern und Päpsten, in dem St. Gallen fest zur kaiserlichen Partei hielt, vor allem aber die Verweltlichung und Auflösung der Disziplin und der Arbeitsgemeinschaft in dem reich gewordenen Kloster zerrütteten das geistige Leben vollständig. St. Gallen wurde ein feudales Adelskloster, das schliesslich kein Noviziat, kein Gelübde und keine feste Regel mehr besass; im dreizehnten Jahrhundert kam die Zeit, in der ein Abt von St. Gallen des Lesens und Schreibens unkundig war und die Klostergemeinschaft sich in ein vornehmes Chorherrenstift wandelte, das zur Zeit des Stadtbrandes von 1314 nur noch fünf Konventualen zählte. Auch die reichen Besitzungen waren der sorglosen Verwaltung zusehends entglitten, zu Lehen ausgegeben oder sonst entfremdet, und der Versuch, wenigstens die Einkünfte und Abgaben wieder strenger einzuziehen, führte zum Aufstand der Gotteshausleute im St. Galler- und Appenzellerland. Erst im fünfzehnten Jahrhundert gelang es energischen Äbten, wie Ulrich Rösch, den Territorialbesitz des Klosters wieder aufzurichten und auszubauen, und der Fürstabt von St. Gallen war bis zur Französischen Revolution der Herrscher eines ansehnlichen Staatswesens, das sich vom Toggenburg bis zum Bodensee erstreckte. Aber geistige Bedeutung konnte St. Gallen ausser für seine nächste Umgebung nicht mehr gewinnen. Zwischen Abtei und Stadt richtete die Reformation eine unübersteigbare Scheidemauer auf. Eine letzte Blüte äusserer Prachtent-

faltung erlebte die Fürstabtei in den letzten Jahren vor ihrem Untergang, im achtzehnten Jahrhundert; von ihr zeugt die ehemalige äbtische Residenz und Bibliothek mit ihrem wundervollen Schnitz- und Stuckwerk und die nach 1755 gebaute Kathedrale, ein Schmuckstück spätbarocker Architektur.

Das im neunten Jahrhundert gebaute Gotteshaus folgte in Grösse und Gestalt dem fränkischen Idealplan nur in den Ostabschnitten. Statt einer einzigen Kirche entstanden drei Heiligtümer: das östliche, 837 geweihte Gallusmünster, die westlich davon gelegene Otmarskirche und, zwischen beide eingeschoben, eine Vorhalle, deren Obergeschoss eine Michaelskapelle barg. Von diesen Bauten haben sich nur die Krypten erhalten; ihre Lage bestimmte Achse und Ausdehnung des barocken Neubaus. Die Gotik hat die Anlagen des neunten Jahrhunderts nur im Osten berührt. Nach Zeiten der Zerrüttung und Brandkatastrophen (1314 und 1410) begann Abt Eglolf 1439 den Bau eines neuen Chores über den Grundmauern des alten und des Querhauses. Der netzgewölbte Hallenbau wurde erst unter Abt Ulrich Rösch 1483 vollendet. Die Errichtung einer neuen Otmarskirche bot 1623 Gelegenheit, die Vorhalle mit der Michaelskapelle niederzureissen und das Schiff des alten Gallusmünsters gegen Westen zu verlängern.

Seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich Fürstabt und Konvent mit einheitlich repräsentativeren, barocken Neubauten, welche die etwas verschachtelte mittelalterliche Anlage ersetzen sollten. Die Idee, den gotischen Chor zu erhalten, wurde denn auch fallengelassen. «Fürstabt Cölestin II. Gugger von Staudach war der geistvolle Bauherr dieser Zeit; was er nicht mehr vollenden konnte, unternahm sein Nachfolger Beda Angehrn. Vorarlberger Baumeister Peter Thumb, Johann Michael Beer u.a. Wessobrunner Stukkatoren, Johann Georg und Mathias Gigl, sowie Künstler wie Christian Wenzinger, Josef Wannemacher und Josef Anton Feichtmayer und der St. Galler Klosterbruder Gabriel Loser vereinigten sich in St. Gallen zu glücklichen und machtvollen Gemeinschaftswerken. So entstand nach 1750 die neue Stiftskirche; sie war für die Schweiz der Hochgesang und zugleich das Finale jener monumentalen Kirchenbaukunst, die im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert vielbewunderte Werke geschaffen hatte. Zur gleichen Zeit und durch die gleichen Meister wurde die neue Stiftsbibliothek gebaut; sie gilt als der edelste und reichste, der ebenmässigste und spannendste Rokokosaal der Schweiz. Ihr folgte die Neue Pfalz mit dem Fürstensaal. Als am 8. Mai 1805 der Grosse Rat des neugeschaffenen Kantons mit 36 gegen 33 Stimmen die Liquidation des Klostervermögens verfügte, war das Todesurteil über die Fürstabtei ausgesprochen. Die Neue Pfalz wurde Sitz der Kantonsregierung, der Fürstensaal wurde Grossratsaal.

«Das Ende der Abtei bedeutete glücklicherweise nicht das Ende ihrer Bücherei. Noch heute liegen in der Stiftsbibliothek die einzigartigen Werke aus den blühenden Jahrhunderten der Gallusstiftung, Werke aller Wissensgebiete mit ihren zum Teil ältesten und grundlegenden Texten. Mit Recht steht deshalb über dem barocken Portal in griechischen Lettern geschrieben: Seelenapotheke» (J. Duft).

3. Vom Klosterdorf zur Zunftstadt

Die Anfänge der Stadt St. Gallen gehen auf die Siedlung zurück, die hörige Knechte, Handwerker und Dienstleute des Abtes in der Nähe des Klosters erstellten, keineswegs an günstiger Verkehrslage, im unwirtlichen Hochtal der Steinach, abseits der grossen Durchgangsstrassen, nicht an einem schiffbaren Gewässer, eben dort, wo Gallus sich in der Weltabgeschiedenheit niedergelassen hatte. So ist die Stadt St. Gallen die Tochter der klösterlichen Siedlung. Von nah und fern trafen besonders an Festtagen Besucher und Wallfahrer ein, so dass sich Handwerker, Kaufleute und Wirte allmählich dauernd niederliessen. Nachdem die Ungarn (926) das Klosterdorf in Brand gesteckt hatten und elf Jahre später das Kloster selbst einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen war, wurden Kloster und Dorf von einer starken Befestigungsmauer umgeben: Aus dem Klosterdorf entstand so um die Mitte des zehnten Jahrhunderts die Stadt St. Gallen. Wenige Jahre zuvor hatte der Abt das Markt-, Münz- und Zollrecht vom deutschen König Otto I. erhalten. Planmässig ist die Stadt angelegt und in mehreren Etappen ausgebaut worden. Der älteste Marktplatz lag zwischen der St. Laurenzenkirche und dem Gallusplatz, also zwischen den Werkstätten und Wohnungen der Schmiede und Weber, und dem Kloster.

Leinenweber gab es im Mittelalter in allen Schweizer Städten. Zum eigentlichen Ausfuhrgewerbe hat sich die Leinenweberei aber nur in der Ostschweiz zu entwickeln vermocht. Sie war ein Teil der Leinwandindustrie der Bodenseegegend. An der Herstellung von Leinen beteiligten sich von Anfang an Stadt und Land, schon weil die Rohmaterialien (vorab Flachs, weniger Hanf) Stengelfasern waren, die der Bauer aus den geernteten Pflanzen durch Rösten, nachfolgendes Brechen, Abschlagen der verholzten Stengelteile und Hecheln gewann. Die so erhaltenen Fasern wurden hauptsächlich zur Winterszeit von Frauenhänden versponnen.

Der Fernabsatz von Bodenseeleinwand hat spätestens im zwölften Jahrhundert begonnen. Das wichtigste Zentrum dieses Leinwandgebietes war neben Augsburg und Ulm bis anfangs des fünfzehnten Jahrhunderts die Bischofsstadt Konstanz. Den wirtschaftlichen Höhepunkt brachte dieser Stadt und ihrem Leinwandgewerbe die Zeit des Konzils (1414 bis 1418). Bald darauf setzte jedoch der Niedergang ein, da die Zünfte unzufrieden wurden und bekannte Kaufmannsfamilien auswanderten; so zählten die Zollikofer, Hochreutiner, Montprat und Mötteli bald zu den bekanntesten Kaufmannsgeschlechtern der Stadt St. Gallen.

Die Anfänge des Leinwandgewerbes reichen in St. Gallen mindestens in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zurück. Die obere Walke, an der Steinach auf dem Weg nach St. Fiden gelegen, muss schon um 1244 gebaut worden sein. Um 1270 wird auch die erste Bleiche erwähnt, die aber ohne Zweifel schon früher bestand; denn 1262 hören wir von St. Galler Kaufleuten, die in Genua elf Ballen Leinwand für gekauften Pfeffer hinterlegten. 1281 hielt sich Ritter Ulrich von Ramswag an städtischer Leinwand schad-

los, da die Stadt in der Bezahlung der Reichssteuer, die der Ramswager einzuziehen hatte, säumig war. Der Chronist Kuchmeister schreibt: «Also warb er haimblich umb lüt, und nam den burgern zu Sant Gallen ir linwat, die si uf dem feld hattend bi der Staina wasser, und fürt si gen Ramswag.» Zunächst war die Marktsiedlung an der Steinach von ihrem Grundherren, dem Abt, abhängig. Die Verselbständigung der Stadt ging langsam und in verschiedenen Etappen vor sich. 1314 zerstörte eine Feuersbrunst beinahe die ganze Stadt. Die Beteiligung der Äbte im jahrelangen Investiturstreit und an den vielen Thronstreitigkeiten stand der Entwicklung von Leinwandgewerbe und Handel hindernd im Wege. Aus den geistlichen Herren waren Fürstäbte geworden, die den Krummstab allzu oft mit dem Schwert, das Ordensgewand mit dem Panzer, die Mitra mit dem Helm vertauschten. Nur unter grossen Schwierigkeiten konnte 1314 die Stadt wieder aus der Asche aufgebaut werden. Die Bürgerschaft musste im Angesicht des Niederganges der Abtei erkennen, dass sie von dort keine Hilfe erwarten konnte und sich in finanziellen Fragen auf eigene Füsse stellen musste. Mit doppeltem Eifer förderte sie die Leinwandindustrie jetzt erst recht. So berichtet ein Chronist über das zweite Jahrzehnt des vierzehnten Jahrhunderts: «Diser tagen nam der linwat handel zu Sant Gallen vast zu, dan man auf erlitne brunst zu gewönnen und gelt ze machen lust hatt.»

1349 erhielten die Bürger aufgrund eines Vertrages zwischen Abt und Stadt für zehn Jahre das Nutzungsrecht für die Bleiche. Die Stadt stellte die Bleicherechnungen nun selbst aus. In der Abmachung mit dem Abt wurde festgelegt, dass diesem ein Drittel des Einnahmenüberschusses aus den Bleichgebühren abzuliefern sei. Es ist nun interessant zu sehen, wie von diesen Abmachungen an die Reinerträge plötzlich kleiner wurden. Die Stadt erreichte das damit, dass sie grosse Beiträge für die Instandstellung der Bleichen aussetzte, die alle zuvor aus den Bleicheeinnahmen gedeckt werden mussten: Wassersammler wurden angelegt, Bleicherhütten und Stallungen für die Pferde, die man für den Leinwandtransport benötigte, wurden gebaut. In diesen Jahren wurde auch das erste «Sied- oder Laugehaus» errichtet. Das Bleichen der Tücher verlangte eine komplizierte Organisation. Schon Mitte des sechzehnten Jahrhunderts standen im Dienste der Stadt: je 6 Bleichmeister, Beuchtmeister (Abkochen der Gewebe in Aschenlauge), Feldmeister (Überwachung des eigentlichen Bleichens auf dem Felde) und Walkmeister (durch Schlagen und Kneten wurde der Stoff verfilzt; die Fäden wurden dadurch einerseits weicher, andererseits wurde das Gewebe dichter). Die Bleicheschauer gingen regelmässig zur Kontrolle des Aschenvorrates um. Die Asche diente als Reinigungsmittel; Soda, wie es später zum Beuchen verwendet wurde, kannte man damals noch nicht. Der Holzverbrauch zur Herstellung der notwendigen Asche war gross; an den Wäldern wurde Raubbau getrieben. Die Begehrlichkeit des Abtes, der sich auf alte Rechte stützen konnte, kam so indirekt dem Gewerbe zu.

Die Bürger brachten es im Jahre 1365 sogar zu einem Defizit, das sich in den achtziger und neunziger Jahren fast regelmässig wiederholte. Nun verlangten die Bürger, dass der Abt gerechterweise auch mit einem Drittel mithelfen sollte, diesen Ausgabenüberschuss zu tragen. Der Abt lehnte dieses Ansinnen aber ab. Allein die Stadt wusste sich zu helfen: Sie schrieb den Be-

trag einfach zu seinen Lasten für ein künftiges, ertragsreiches Jahr. So hat der Abt seit den achtziger Jahren nie mehr Bleichgeld zu sehen bekommen. Um diese Zeit tat die Stadt den entscheidenden Schritt zur Zunftverfassung. Die gewerbetreibende Bevölkerung war in sechs Zünften zusammengeschlossen: Weber, Schneider, Schmiede, Metzger, Müller (Pfister) und Schuhmacher. Verwandte Berufe waren in einer Zunft zusammengefasst. So gehörten zu den Schmieden: die Gold-, Huf- und Kupferschmiede, Spengler, Zinngiesser, Zimmerleute, Wagner, Steinhauer, Tischler, Glaser, Küfer, Schlosser, Drechsler, Maler, Hafner, Dachdecker, Bader und Barbieri. Die stärkste Zunft bildeten die Weber. Die «wohlvermögenden Geschlechter», die kein Handwerk trieben und keinen Laden führten, bildeten die «freie Gesellschaft der Notensteiner». In dieser Vereinigung fanden sich die alten Adels- und Bürgergeschlechter und Kaufleute zusammen.

Der äbtische Ammann, der schon im zwölften Jahrhundert erwähnt wird, war der oberste Amtsmann, den der Abt einsetzte. Er übte die niedere Gerichtsbarkeit aus und hatte die Aufsicht über den Markt, wo er auch die Gebühren für seinen geistlichen Herrn einzuziehen hatte. Je mehr der Reichtum der Bürger wuchs, desto unbequemer wurde ihnen die Regierung des Abtes. Die grosse Zahl der Handwerker hatte nichts zu sagen. So lange der Abt seine Gotteshausleute beschirmte und so unter dem Krummstab gut leben war, dankten ihm das die Bürger und die Gotteshausleute ausser den vier Kreuzen durch ihre Treue. So wurden die Tage der Abtwahlen zu eigentlichen Schicksalstagen ebenso für das Stift als auch für die Gotteshausleute und Bürger. Erstmals im Jahre 1200 und seither immer wieder ist von der Mitwirkung der Laien, das heisst der äbtischen Dienstleute auf den Burgen und der Bürger der Stadt, die Rede. Das Volk versuchte, immer mehr Einfluss auf das politische Geschehen zu gewinnen. In Streitigkeiten mit dem Abt wandte sich die Stadt direkt an den Kaiser. In diesen Gesandtschaften liegen die Anfänge des städtischen Rates, denn sie waren ja die Vertrauensleute der Bürgerschaft. Die Beobachtungen der weitgereisten Kaufleute vergrösserten und vertieften den Blick der Bürgerschaft auf ihrem Wege zur Lösung vom Abt, zur Verselbständigung. Der städtische Rat, der schon im dreizehnten Jahrhundert bestand, wird erstmals offen erwähnt im Bündnis, das die Stadt drei Jahre vor Morgarten mit Zürich, Konstanz und Schaffhausen einging, ohne zuvor die Bewilligung des Abtes eingeholt zu haben. Das war auch in den folgenden Jahrzehnten der Fall, als St. Gallen sich nicht nur mit Basel und Bern verbündete, sondern auch mit Städten am Niederrhein bis Worms und Speyer und den Städten ennet dem Bodensee; ja, ein Menschenalter nach dem Ewigen Bund der Eidgenossen von 1291 schloss St. Gallen seinen ersten Bund mit Uri, Schwyz und Unterwalden (1329). Erstarkt ging St. Gallen aus diesen Bündnissen hervor. Nachdem der äbtische Ammann einen Rat gebildet hatte, der ihn in seinen wachsenden Aufgaben unterstützen sollte, nahm sich nun dieser Rat das Recht heraus, dass der abtretende Rat den neuen selber bestimmte. Dieser wurde nur für ein halbes Jahr gewählt, nachher waren aber die Vorgänger wieder wählbar. Schon 1354 stand an der Spitze des Rates ein Bürgermeister, der den äbtischen Ammann zurückdrängte. Zur selben Zeit war auch die Zunftverfassung eingeführt worden. Im Gegensatz zu Konstanz und Zürich (1336 Rudolf

Brun) geschah das in St. Gallen ohne blutigen Kampf und ohne Gewalt; weder musste in St. Gallen eine Herrschaft führender Geschlechter gebrochen werden noch war der Abt stark genug, diese Entwicklung aufzuhalten. Die Satzungen der Zünfte waren nicht eine innere Angelegenheit dieser Gewerbetreibenden und Handwerker, sondern sie waren die eigentlichen Stadtgesetze. Im wesentlichen blieb sich nun von der Mitte des vierzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts das Zunftregiment gleich: Der Kleine Rat umfasste 24 Mitglieder, je 6 Zunftmeister und Untorzunftmeister, 9 weitere Ratsherren und die 3 «Häupter» der Stadt, den Bürgermeister im Amt, den Altbürgermeister und den Reichsvogt, der im Namen des Kaisers das hohe Gericht (Blutgericht) der Reichsstadt führte. Der Grosse Rat bildete eine Erweiterung des Kleinen Rates: Jede der sechs Zünfte entsandte 11 Vorstandsmitglieder (die «Elfer») in den Rat. Durch diese 66 Elfer erhöhte sich die Mitgliederzahl auf 90. Dreimal im Jahr trat seit 1362 die Bürgerversammlung in der St. Laurenzenkirche zusammen, um die drei «Häupter» zu wählen und die Steuer festzulegen. Die Bürgermeister wurden auf ein Jahr, die Räte nur auf ein halbes Jahr gewählt. Dadurch wollte vermieden werden, dass eine Familie oder ein Ehrgeizling allzuviel Macht an sich reißen konnte. Weder ein Rudolf Brun, der auf Lebenszeit gewählt wurde, noch ein Patriziat, wie es sich in Bern herausbildete, war so in St. Gallen denkbar.

1364 wurden die weit älteren Leinwandvorschriften zum erstenmal als «Leinwandsatzungen» schriftlich festgelegt. Diese Ordnung bezieht sich zwar an einer Stelle auf die «zu Costentz und in anderen des riches stetten» üblichen Vorschriften, geht aber mit ihren strengen Bestimmungen weit über das Konstanzer Vorbild hinaus. Das war aber auch notwendig, sollte sich das einheimische Gewerbe auf dem Weltmarkt behaupten. Qualität war oberstes Gebot! Die Leinwand musste nicht erst in gebleichtem, sondern schon in rohem Zustande den amtlichen Leinwandschauern vorgelegt werden. Die einzelnen Stücke mussten hundertzwanzig Ellen (eine Elle entspricht rund 75 cm) lang, von vorgeschriebener Breite, tadellos gewebt, gebleicht und eventuell gefärbt sein. Die geschaute Leinwand wurde von den «Linwatmalern» mit dem entsprechenden Qualitätszeichen versehen und «entohrt»: Die Ecken wurden leicht abgeschnitten, um zu verunmöglichen, dass jemand das Schauzeichen entfernen und behaupten konnte, die Schau noch nicht durchlaufen zu haben. Ware von mittlerer Qualität musste gefärbt werden, schlechte wurde der Länge nach zerschnitten. Etwas besser ging es einem Tuch, das zwar einwandfrei gewebt, aber zu schmal war: Es wurde in zwölf Teile zerschnitten, also für den Export untauglich gemacht. Sie fanden aber als «Nasenblätze» noch Verwendung. Weber aber, die zu schmale Stühle benützten, wurden für ein Jahr aus St. Gallen verbannt. Wer betrügerisch gestreckte Leinwand zur Schau brachte, wurde für jedes Stück neun Tage «vor die Stadt» geschickt. Die Verkäufer nichtamtlich entohrter und gemalter Leinwand wurden je für vierzehn Tage und diejenigen, die schlechtes Tuch als gutes ausgaben, je für einen Monat ausgeschlossen. «Wer ein falsches mal an die linwat schleht, oder wer die linwat selb entoret», dem soll sein Tuch verbrannt werden. Der amtliche Messer kontrol-

lierte Länge und Breite der Tücher mit dem «Leinwandreif», dem amtlichen ledernen Leinwandmass, das in der St. Laurenzenkirche aufbewahrt wurde. Zudem wurde verlangt, dass in der Stadt gekaufte rohe Leinwand auch auf Stadtgebiet gebleicht werden musste. Die Gebühren für das amtliche Schauen, Malen und Messen wurden vom Rat festgelegt.

Zur Zeit der Appenzellerkriege wurden in St. Gallen jährlich gegen 3000 Tücher zu 120 Ellen gebleicht und gefärbt. An der Produktion von Leinengeweben hatten in der Ostschweiz Stadt und Landschaft teil. Seit dem Niedergang des Konstanzer Handels trat St. Gallen auf allen wichtigen europäischen Märkten an dessen Stelle. Die Qualitätsarbeit der zünftigen Weber hatte sich durchgesetzt. Es ist bezeichnend für Weber und Kaufleute, dass sie in diesen Jahren der Hochkonjunktur neue, noch strengere Satzungen festlegten. Diese strengen Leinwandsatzungen wurden zum grossen Teil von den Kaufleuten verlangt und nicht von den Webern. Wohl haben sie dann jene später hartnäckig verteidigt, sogar noch zu Zeiten, als sie veraltet waren und den Absatz behinderten. Nur zwei Bestimmungen gingen von den Webern aus: Um Grossbetriebe mit der Gefahr der Überproduktion (Preisel) zu verhindern, bestimmten die Weber, dass keiner von ihnen mehr als vier Webstühle in Betrieb haben durfte; im weiteren verboten sie den Grosseinkauf von Garn. Jede Konkurrenzierung oder gar Preistreiberei war verpönt. Der Erfolg blieb nicht aus, wurde doch zum Beispiel in Nürnberg für St. Galler Leinwand ein um rund ein Drittel höherer Preis bezahlt als für die Tücher aus Süddeutschland.

Den Aufstieg St. Gallens zum bedeutendsten Leinwandort des Bodenseegebietes begründete neben den Produzenten und der strengen Qualitätskontrolle der Kaufmannsstand. Dabei kam es auch in St. Gallen zur Bildung von Handelsgesellschaften. Die bedeutendste war die Diesbach-Watt-Gesellschaft, kurz nach den Appenzellerkriegen von Niklaus Diesbach von Bern und den beiden Vettern Hug und Peter von Watt in St. Gallen gegründet. Die von Watt brachten grosse Erfahrungen im Textilhandel mit, Diesbach stellte das Kapital zur Verfügung. Bald erweiterte sich die Gesellschaft auf über zwanzig Teilhaber, die nicht nur in St. Gallen und Bern wohnten, sondern auch in Basel und Nürnberg, wo Peter von Watt Wohnsitz nahm und für den Osthandel verantwortlich wurde. Nicht alle Teilhaber waren aber Kaufleute; Einlagen bei Handelsgesellschaften galten schon zu jener Zeit selbst beim Adel als besonders gewinnbringende Kapitalanlage, da das Geld bis zu 23 Prozent verzinst wurde. Feste Niederlassungen besass diese Gesellschaft ausser in Nürnberg in Genf, in Südfrankreich, Spanien und Polen, betrieb aber Handel mit allen wichtigen Häusern zwischen Danzig im Nordosten und Valencia im Südwesten Europas. Das waren ganz ausserordentliche Distanzen bei den primitiven Verkehrsmitteln jener Zeit.

Nach den 1430er Jahren ging der Geschäftsumsatz zurück. Diesbachs Söhne zogen sich aus der rastlosen kaufmännischen Tätigkeit zurück, wandten sich dem ritterlichen Leben zu und traten in bernische Staatsdienste ein. Als Kaufleute sind die Diesbachs nicht mehr hervorgetreten, wohl aber als Staatsmänner Berns. Im fünfzehnten Jahrhundert gab es in St. Gallen noch weitere Gesellschaften: Mötteli, Vogelweider, Varnbüeler, Hochrütiner, Stoss, Rugg, Zili, Zwick und andere.

Die Hoheit über Markt, Zoll, Mass und Gewicht gehörte ursprünglich zu den Rechten des äbtischen Stadtherrn. Die Appenzellerkriege hatten die finanziellen Mittel des Abtes aber so sehr erschöpft, dass er den Leinwandreif samt dem Leinwandzoll an die Vettern von Watt verpfändete. Später ging beides an die Stadt, dann nochmals an den Abt, bis der Berner Schiedsspruch im Jahre 1457 der Stadt mit der völligen Unabhängigkeit vom Abt auch Reif und Zoll endgültig zusprach. Die wirtschaftlich starke Stellung St. Gallens hat auch das politische Selbstbewusstsein ihrer Bürger gefestigt. Sie lösten sich Schritt um Schritt vom einstigen Stadtherrn, und das Streben nach Unabhängigkeit machte an den Stadtmauern nicht halt, sondern ergriff auch die Landschaft. Es stiess aber beim gewandten und energischen Fürst-abt Ulrich Rösch, der den zerstreuten Klosterbesitz zu einem geschlossenen Territorium abzurunden suchte, auf entschlossenen Widerstand. Als nun die St. Galler unter Führung ihres nicht minder tatkräftigen Bürgermeisters Ulrich Varnbüeler, der als junger Hauptmann seine Bürger nach Murten und Grandson geführt hatte, das von der Stadt schon seit langer Zeit durch das Leinwandgewerbe wirtschaftlich abhängige Fürstenland unter ihre Herrschaft zu bringen trachteten und gemeinsam mit den Appenzellern den Klosterneubau Marienberg oberhalb Rorschach zerstörten, kam es zum bewaffneten Konflikt (1489). Bald stand auch das ganze Fürstenland bis Wil in Aufruhr. Nach Monaten des Abwartens griffen die vier Schirmorte des Klosters, Zürich, Luzern, Glarus und Schwyz, mit über 8000 Soldaten ein. Der Bund der Stadt St. Gallen mit den Appenzellern und Fürstenländern fiel kampfflos auseinander. Die starke Weberzunft und die vom Kriege hart betroffenen Leinwandhändler schürten in der Stadt den Aufruhr gegen Bürgermeister Ulrich Varnbüeler. Als Bote verkleidet, entwich er und floh an den Kaiserhof. St. Gallen wurde belagert, nicht aber zerstört, da sich die Bürger dem Diktat der Eidgenossen fügten: Die Aussenbesitzungen der Stadt gingen an die vier Schirmherren über, die sie nachträglich dem Abt verkauften; diesem und den Eidgenossen hatten Stadt, Landschaft und Appenzell eine hohe Kriegsschädigung zu bezahlen. Die Appenzeller verloren zudem ihre rheintalischen Herrschaften, die eidgenössische Gemeine Herrschaften wurden. Die Stadt St. Gallen war tief gedemütigt und lag infolge der Kriegsschuld so darnieder, dass die Städter «ewig spulen, garn süden und weben mussten», wie ein Reimspruch jener Zeit spottete. Varnbüelers Forderungen auf Schadenersatz für seine von den Eidgenossen vor der Stadt zerstörten Besitzungen wurden vom Reichskammergericht geschützt. Da die Rückerstattung der Familiengüter aber ausblieb, verhängte dieses höchste Reichsgericht über die Stadt und alle St. Galler im Reich die Acht. Diese und der Schwabenkrieg, der neben tieferliegenden Ursachen doch auch eine Folge des Varnbüeler Handels war, lähmten den Leinwandexport nach Norden und Osten. Der städtische Rat musste bei der Handelsgesellschaft Rugg zur Stützung der Weber ein grosses Darlehen aufnehmen, um die Leinwandtücher abkaufen und magazinieren zu können. Mit grosser Energie überwandene Kaufleute und Weber diese schwere Krisenzeit. Jetzt wurden die von der Diesbach-Watt-Gesellschaft weiter erschlossenen Märkte in Westeuropa von besonderer Wichtigkeit. Der bedeutendste internationale Markt für den Textilexport wurde die Rhonestadt Lyon, nachdem

Genf an Bedeutung verloren hatte. Dank dem Anschluss an den Westen überflügelte St. Gallen Konstanz endgültig und konnte sich dem Schicksal der oberdeutschen Handelsstädte entziehen, die im sechzehnten Jahrhundert schwere Rückschläge erlitten. 1535 wurde die sechste Bleiche in Betrieb genommen. Die Zahl der jährlich in St. Gallen gebleichten Tücher stieg bis zur Mitte des Jahrhunderts auf 19 200 Stück zu hundertzwanzig Ellen.

Die Verleihungen ausgedehnter Vorrechte an die Stadt Lyon durch den französischen Dauphin im Jahre 1420 war eines der folgenreichsten Ereignisse nicht nur für die Stadt St. Gallen, sondern für die gesamte Eidgenossenschaft. Nur langsam erholte sich unser westlicher Nachbar vom über hundert Jahre dauernden Krieg gegen England. Der Handel wurde mit allen Mitteln gefördert. Der König verbot in den sechziger Jahren den Besuch der Genfer Messen und verlegte die vier Lyoner Märkte genau auf die Zeit derjenigen von Genf. Der Herzog von Savoyen aber verteidigte seinen Markt mit allen Mitteln, mit Handelssperren und mit bewaffneten Überfällen auf nach Lyon reisende deutsche und schweizerische Kaufleute. Hinter Savoyen aber stand der grosse Gegenspieler der französischen Könige, Herzog Karl der Kühne von Burgund. Einer der Gründe für den Ausbruch des Burgunderkrieges war der Wille Frankreichs wie der eidgenössischen Stände, den Handelsweg nach Lyon offen und ungehindert zu erhalten. Vor allem war St. Gallen daran interessiert. Mit dem Eindringen Berns in die savoysche Waadt war der entscheidende Schritt zur kühnen Ausdehnungspolitik dieses Standes getan. Im Laufe eines Jahrhunderts kam die ganze Handelsstrasse vom Aargau bis vor die Tore Genfs in bernischen Besitz. Der hervorragende Staatsmann, der Bern und die Eidgenossen in diesen Krieg mitriss, war Schultheiss Niklaus von Diesbach. Er hatte als junger Mann seine kaufmännische Schulung und seine Weltkenntnis im Handelshaus der Diesbach-Watt-Gesellschaft in Barcelona empfangen; er war der Enkel des Mitbegründers dieser Gesellschaft. Zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts gerieten die Eidgenossen aber mit ihrem Hauptabsatzland Frankreich selbst in Streit. Wohl tobte der Kampf um die Lombardei, aber der Handel nach Westen lag erneut darnieder. 1516 atmeten auch die St. Galler auf, als im Ewigen Frieden, ein Jahr nach Marignano, die Handelssicherheit mit Frankreich wieder gewährleistet wurde. Die den eidgenössischen Kaufleuten während des Schwabenkrieges durch den französischen Thron erstmals eingeräumten Messeprivilegien in Lyon wurden nun ausdrücklich bestätigt. Die Ausdehnung des Welthandels, die mit der Entdeckung der Seewege nach Ost- und Westindien und mit dem Goldzufluss aus dem neuen spanischen Kolonialreich einsetzte, brachte auch den St. Galler Leinwandhandel zur höchsten Entfaltung. Joachim von Watt, genannt Vadian, nicht nur Bürgermeister, Stadtarzt und Reformator, sondern auch Geschichtsschreiber unserer Stadt, erwähnt, dass von den Kaufleuten seiner Vaterstadt viele Sprachen beherrscht wurden, so das Französische, Spanische, Italienische, Ungarische, Tschechische und Polnische. Er schätzt den Betrag, der zu seiner Zeit für Hanf und Flachs in die Landschaft floss, auf eine Tonne Gold. Vom Reichtum der Kaufmannschaft geben die erhaltenen Steuerregister beredetes Zeugnis. Rund um die Stadt bauten die Bürger stattliche Herrschaftssitze und erstanden sich Güter und Rebberge. Dass auch die Stadt

selbst zu jener Zeit über grosse Mittel verfügte, zeigen der Erwerb der Herrschaft Bürglen (1579) und die zehn Jahre später dem französischen König gewährte Anleihe von 10 000 Kronen. St. Gallen hatte die achte Bleiche anlegen müssen und war oft gezwungen, alle im Stadtgebiet gelegenen Privatgüter zu pachten, weil der Platz zum Ausbreiten der rohen Leinwand nicht ausreichte. Aber auch die Differenzierung der verschiedenen Leinwandqualitäten war auf der Schau in St. Gallen verfeinert worden. Es wurden nun fünf Stufen der Güte unterschieden: Die beste Qualität erhielt ein «G», die zweite einen Krebs, die mittlere ein rotes Kreuz, die zweitschlechteste ein schwarzes Kreuz und die schlechteste ein O-Zeichen (Null). Nur die zwei besten Arten liess der Rat zur Vollbleiche zu; nur das Allerbeste kam also nach dem Ausrüsten und Appretieren als «weisses Tuch» in den Handel. Auch der Garnmarkt wurde streng geregelt. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert waren die städtischen Weber verpflichtet, das Leinengarn im Umkreis der Stadt zu kaufen.

Die Erzeugung von Leinwand aus Flachs war ein komplizierter und zeitrauender Vorgang. Im Frühjahr wurde angesät, vom Juni bis September geerntet. Dabei wurden die Pflanzen mit den Wurzeln ausgerissen und auf dem Felde getrocknet. Nachdem sie mit einem Riffelkamm von Samenkörnern und Blättern befreit waren, wurden die Stengel in flachen Wassertrögen während sechzig Stunden «geröstet» (rösten ist eine Umbildung von «rössen», was «faul machen» bedeutete). Durch Gärung wurden so die Fasern von dem sie umgebenden verholzten Gewebe gelöst. Mit Schlaghölzern haben dann die Frauen die Stengel gebrochen, nachher mit der Hechel die Flachsfasern von den letzten anhaftenden Rinden- und Stengelstücken gereinigt und zu Flachszöpfen gebunden. Noch war aber die Faser kein Garn! In grossen Bottichen wurden die Zöpfe in Aschenlauge gekocht, gewaschen, in Bächlein gespült und auf einer Art Heinze, der Flachsdarre, getrocknet. Dann rührten sich die fleissigen Hände der Spinnerinnen, die vom Rocken das Garn drehten. Bis ins siebzehnte Jahrhundert geschah das ohne Spinnrad, das erst während des Dreissigjährigen Krieges bei uns aufkam. Das aufgehaspelte Garn wurde gezopft und kam so zum Verkauf. Die ländliche Weberei war vornehmlich Winterarbeit. Nur die appenzellischen und städtischen Weber produzierten während des ganzen Jahres. Die Tagesleistung eines Webers erreichte ungefähr fünf Meter Tuch. Die weitere Bearbeitung der rohen Leinwand erfolgte nach der ersten Schau unter städtischer Aufsicht. Die rohen Stücke kamen zum Bleichen vor die Stadt. Dies dauerte, je nach Witterung und Dicke des Tuches, meist zwölf volle Wochen. Nochmals wurde die Ware gekocht und gewaschen, was bei der Länge dieser Tücher gar nicht einfach war. 1610 legte die Stadt die Weiher auf Dreilinden an, um für die Bleicher jederzeit das nötige Wasser zu haben. Schliesslich ging die Leinwand durch die Mange, wo das Ausrüsten oder Veredeln der Leinwand geschah. Mindestens dreimal kamen die Tücher von der Mange wieder auf die Bleiche zurück. Die vom Weben zurückgebliebenen Leimreste mussten verschwinden. Durch Stärke wurden die Faserporen geschlossen (imprägniert), wodurch der Stoff stärker und haltbarer wurde. Zugleich wurde er aber auch weicher und zudem glänzend gemacht (appretiert). Auch in der Mange waren unabhängige Schauer tätig, die die für gut

befundenen Stücke mit einem Bleisiegel versehen. Nun wurden die Tücher noch geplättet, gestreckt, an Stöcken gespannt, mit schweren Steinkugeln gedehnt und dünner gemacht, was ganz besonderes Fingerspitzengefühl verlangte. Die bei der Ausrüsterei verwendeten Mittel waren strenges Berufsgeheimnis.

Neben der Tüchtigkeit der Spinnerinnen und der Weber begründeten aber nicht minder die hochqualifizierten Veredler den Weltruf der St.Galler Leinwand. Auf den Bleichen der Gallusstadt arbeiteten um 1600 mehr als hundert Knechte. Sie hatten beim Beuchen, Waschen, Ausbreiten, Netzen, Wenden und schliesslich beim Walken der Tücher mitzuhelfen. Sie bewachten die Bleichfelder auch bei Nacht, da Diebstähle in unsicheren Zeiten häufig waren. Stoffe von nicht erstklassiger Qualität wurden gefärbt. Vor der Verpackung in Legelen, Fässern oder Ballen musste jedes Tuch nochmals amtlich geprüft und mit dem Gütezeichen versehen werden.

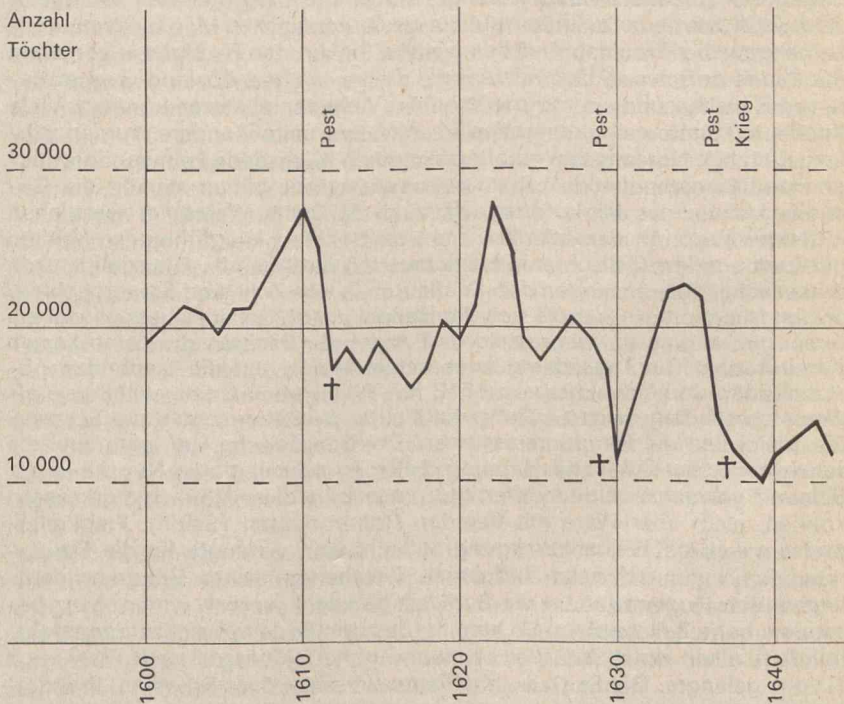


Abb. 9: Produktionsdiagramm der gewöhnlichen Leinwandtücher, die «in der Stadt St.Gallen von Jahr zu Jahr geschauet (kontrolliert) worden sind», nach «Gerechnetes Leinwath-Büechlin für die Statt Sant Gallen, 1671». († = Produktionsrückgang wegen der Pest). (Aus Dr. E. Ziegler: «Zierrat, Spitzen und anderes mehr», St.Galler Tagblatt vom 16. Januar 1978.)

Das zweite Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts brachte St. Gallen das furchtbarste Pestjahr aller Zeiten. Zählte die Stadt zu Anfang des Jahres 1611 4560 Einwohner, waren es am Ende des Jahres nur noch wenig mehr als 3500, jeden Vierten hatte der schwarze Tod dahingerafft. Die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erschütterte das ganze Abendland durch einen Glaubenskrieg von unübersehbarem Ausmass, der auch von der Eidgenossenschaft die schwerste Belastungsprobe verlangte. Unser Land wurde von den Kriegswirren des Dreissigjährigen Krieges verschont, wenn wir von den vielen Grenzverletzungen absehen. Dem ostschweizerischen Leinengewerbe aber brachte er eine Krise von bisher nicht gekannter Heftigkeit (Abb. 9). Die 1621 vorgenommene Abwertung um die volle Hälfte förderte zwar für kurze Zeit den Export, doch folgte der Rückschlag schon nach wenigen Jahren. 1630 betrug der Umsatz auf den Bleichen nur 6300 gute Tücher. Die Märkte im Norden und Osten waren endgültig verlorengegangen; qualitativ ebenfalls hochstehende, aber billigere Produkte aus Schlesien hatten die St. Galler Ware verdrängt. Mitten im Krieg brachten sanktgallische Kaufleute neue Qualitäten auf die westeuropäischen Märkte: gemusterte Leinengewebe. Trotzdem traf das weitere Sinken der Textilpreise vor allem die Kaufleute schwer, besonders jene, die im In- und Ausland grosse Warenlager hielten und sie nur mit enormen Verlusten absetzen konnten. Viele Kaufleute konnten sich nur knapp über Wasser halten, andere wurden zahlungsunfähig. Nur langsam erholten sich nach Kriegsende Leinwandproduktion und Leinwandhandel: Die Konkurrenz wurde immer stärker, die Gewinne kleiner, das Risiko stieg, da auch St. Galler Waren im westlichen Mittelmeer und an der Atlantikküste von Schiffen kriegführender Mächte gekapert wurden; Zollschranken erschwerten die Ausfuhr. Die schlimmsten Widersacher aber erstanden den Kaufleuten in den Zoll- und Steuerpächtern an den Messeorten. Je mehr sich der Handel der St. Galler Häuser wieder erholte, um so grösser waren Neid und Ärger der Pächter, die daran keinen Anteil hatten. Die Tagsatzung wies immer wieder auf die bindenden Abmachungen und Vorrechte von 1516 hin. Nicht ohne Grund wählte sie als ihre Abgesandten meist St. Galler Kaufleute, sie beherrschten die Sprache, und sie waren die Hauptinteressierten. Der französische Hof legte aber die schweizerischen Zoll- und Handelsprivilegien sehr eng aus: Nur die in der Schweiz gewachsene und verfertigte Ware sollte diese Vorrechte geniessen können, nicht aber Ware mit fremden Rohprodukten (Seide). Frankreich, das nun sehr auf Selbstversorgung bedacht war, verlangte für die Erzeugnisse der jungen Schweizer Industrien, welche von seinen Glaubensflüchtlingen, den Hugenotten, in die Schweiz gebracht worden waren, ganz besonders hohe Zollabgaben. So kam es, dass am Ende des siebzehnten Jahrhunderts allein noch St. Galler Leinwand ohne Einfuhrzoll nach Frankreich (Lyon) gelangte. Die St. Galler Kaufleute wussten, dass Spürsinn, Wendigkeit und eine «offene Hand» an Ort und Stelle weiterführten als die hohe Politik der schwerfälligen Tagsatzung. Selbst der Erzbischof von Lyon wies eine Gratifikation nicht zurück, und die Zollbeamten aller Grade liessen erst recht mit sich reden, wenn man ihnen ein Trinkgeld zuschob und einen Prozentsatz des Gewinns versprach. Als es einmal nicht gelang, die St. Galler Leinwand vom französischen Zoll zu befreien, da der Staat durch einen Krieg

arg verschuldet war, pachteten die St.Galler Kaufleute diesen Zoll für Jahrzehnte gleich selbst und entlohnten die dort ansässigen französischen Beamten aus der eigenen Tasche. Es gelang ihnen trotz der hohen Abgaben, aus den erzielten Gewinnen einen Fonds für weitere Trinkgelder anzulegen.

Für die Stadt St.Gallen aber hatte sich etwas ganz Entscheidendes geändert: Von der Leinwand, die mit dem St.Galler Gütezeichen nach Lyon gelangte, stammte ein immer kleiner werdender Teil aus der Stadt. Die Krise der Jahrhundertmitte war mehr als eine vorübergehende Erscheinung. Die feine, teure Leinwand, die «durch einen Fingerring gezogen werden konnte», verlor auf den Märkten immer mehr an Boden gegenüber den billigeren, gröberen Sorten. Diese wurden aber nicht nur in Schlesien und Schwaben, sondern auch in den kleinen Landorten der Ostschweiz hergestellt. In St.Gallen war dies nicht möglich: Die Schau- und Bleicheordnung schlossen diese Anpassung an die Wünsche der Käufer aus! Noch immer wehrte sich die Weberzunft verzweifelt – und nun kurzsichtig – dagegen, dass die Kaufleute in eigenem Auftrag hergestellte oder roh aus Deutschland eingeführte Leinwand in St.Gallen schauen und bleichen liessen. Schon vor Ausbruch des Dreissigjährigen Krieges war St.Gallen in Rorschach eine neue Konkurrenz entstanden. In den 1660er Jahren entstand im Thurgau, zwischen Wil und Bischofszell, ein neuer Leinwandort: Hauptwil. Seine Gründer waren die Gebrüder Gonzenbach. Sie waren vergesellschaftet mit ihrem Schwager Locher und gehörten mit diesem zu den unternehmendsten Kaufleuten St.Gallens. Sie hielten sich aber nicht an die sehr strengen Leinwandsatzungen. Auch der Bleichebetrieb St.Gallens war ihnen zu umständlich und zu teuer, weshalb sie sich nicht scheuten, ostschweizerische Leinwand auswärts, sogar ennet dem See, bleichen und appretieren zu lassen, um sie nachher als St.Galler Leinwand nach Frankreich auszuführen. Die Gebrüder Gonzenbach wurden vom Rat schwer gebüsst. In der Folge taten nun die Gonzenbach den entscheidenden Schritt: Sie kauften in Hauptwil die Gerichtsherrlichkeit, erhielten von den regierenden Orten das Marktrecht und verlegten ihr Geschäft dorthin. Die vom Rat angedrohte Aberkennung des St.Galler Bürgerrechtes konnte sie von diesem Entschluss nicht abhalten. Als in allen Teilen nun unabhängige Handelsherren bauten sie einen eigenen, fortschrittlichen Veredlungsplatz und ein entsprechendes Versandhaus auf.

Unter den Leinwandexporteuren nach Lyon stand in den folgenden Jahren das Haus Gonzenbach bald an erster Stelle. Erst durch Schaden klug geworden, liess man sich nun auch in St.Gallen zu einer Lockerung der Leinwandsatzungen herbei, wodurch auch billigere Qualitäten exportiert werden konnten. In den folgenden Jahren waren bis zu einem Drittel der in St.Gallen zur Schau gebrachten Tücher Gewebe minderer Qualität.

Unklug war auch, wie der St.Galler Rat die Appenzeller behandelte und sie nur zögernd in bezug auf die Gewebezölle den Gotteshausleuten gleichstellte. Dadurch förderte er nur die Loslösung der Appenzeller vom St.Galler Markt und den städtischen Bleichen. Die Appenzeller richteten eigene Ausrüstereien ein, veranstalteten eine eigene Schau und eröffneten in Trogen einen eigenen Markt, wo 1689 schon rund 3000 Tücher verkauft wurden. Ein

wichtiger Käufer war und blieb das Hauptwiler Haus Gonzenbach. Wie dieses das Gesicht des Thurgauer Dorfes prägte und viele Familien an ihrem steigenden Wohlstand teilnehmen liess, war das für Trogen nun während Generationen die Familie Zellweger. Die stolzen Paläste um den Landsgemeindeplatz und in der Niederen legen von ihrer Tätigkeit beredtes Zeugnis ab.

Als weitere Konkurrenzmärkte traten in der Folgezeit neben Hauptwil und Trogen noch Herisau, Bischofszell und Arbon auf. Sie gewannen auf Kosten von St. Gallen immer mehr an Bedeutung, da sie auch das billigste St. Galler Angebot noch bis zu 15 Prozent zu unterbieten vermochten.

Im zweiten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts sank der Umsatz auf den St. Galler Bleichen auf die Hälfte des früheren Umsatzdurchschnittes. Umsonst gewährte der Rat der Weberzunft grosse Darlehen; die St. Galler Leinwandindustrie erholte sich aus der Dauerkrise nicht mehr, sie sank zur Bedeutungslosigkeit ab. 1790 hob der Rat den Aufdruck des «G» auf den Leinwandstücken endgültig auf und liess die Reste der obrigkeitlichen Leinwandschau 1827 endgültig fallen.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wurden auch in St. Gallen die ersten ganzbaumwollenen Tücher und bald darauf auch Mousselinegewebe hergestellt. Dank der Verwandtschaft der beiden Textilfasern liessen sich die Bleiche- und Ausrüsteverfahren für Leinwand auf die Baumwolle übertragen. So wurde die neue Baumwollfabrikation innert eines Menschenalters zur Grundlage einer neuen Industrie, welche den Ruf St. Gallens nicht nur durch das Abendland, sondern in alle Welt tragen sollte. Was für die Baumwollindustrie wesentlich war, galt dann für die Stickerei in ganz besonderer Masse: Auch sie verdankt ihre Entwicklung einer seit Generationen im Umgang mit feinen Geweben geübten Bevölkerung im weiten Einzugsgebiet der Stadt, der Umstellungsfähigkeit der heimindustriellen Organisation und den Beziehungen alteingesessener und erfahrener Welthandelsfirmen.

4. Stickerei – «Goldene Zeiten» und Niedergang

Die Natur hat unserem Lande Rohstoffvorkommen fast völlig vorenthalten; insbesondere gilt das für das Einzugsgebiet der Stadt St. Gallen im Hochtal der Steinach, wo das Klima rau und der Boden zum Teil sumpfig war. Darum war deren Bevölkerung schon in frühen Jahrhunderten neben der meist kargen Acker- und Graswirtschaft auf die gewerbliche Arbeit angewiesen: Durch Spinnen, Weben und Bleichen von Leinwand verdienten viele ihr Brot. Leinwandweberei und Leinwandhandel sind die entscheidenden Faktoren für die Standortwahl der Baumwollindustrie geworden, die die Leinwandverarbeitung allmählich verdrängte. Sie hat in ihrer Entwicklung bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts St. Gallen weitgehend das wirtschaftliche Gepräge gegeben. Bereits anfangs des 18. Jahrhunderts hatte Peter Bion, ein Hugenotte, damit begonnen, diese fremde Faser in der Umgebung von St. Gallen spinnen und weben zu lassen. Die Leinwandweberzunft suchte ihr umsonst Hindernisse in den Weg zu legen. Die weit-sichtige Korporation der St. Galler Kaufleute half mit, der Baumwollverarbeitung zum entscheidenden Durchbruch zu verhelfen.

Ein St. Galler Webmeister war denn auch der erste, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts Mousselinegewebe herstellte. Durch Verbesserung der Webstühle und aufgrund der grossen Gewandtheit der bisherigen Leinwandweber und Bleicher wurde eine so grosse Feinheit des Mischgewebes erreicht, wie dies sonst nirgends der Fall war. Diese neuen Feingewebe gaben der in St. Gallen alteingessenen Handstickerei, mit der vorab leinene Tücher und Gewänder für den katholischen Kultus verziert wurden, neue, ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Es ist zuverlässig nicht abgeklärt, woher die Stickereiindustrie ihren Weg nach St. Gallen gefunden hat. Sicher ist, dass sie zuerst als feine Handarbeit in St. Gallen bekannt war, wie sie uns noch als Appenzeller Handstickerei gegenwärtig ist. Es wird von zwei Türkinnen erzählt, welche 1751 in Lyon von St. Galler Kaufleuten beobachtet wurden, wie sie auf einer Trommel Blumen mit Gold- und Silberfäden auf Seide stickten. Die St. Galler nahmen sich vor, statt auf teure Seide auf den überaus feinen gebleichten, gewalkten und appretierten Mousselinestoff sticken zu lassen, der ein Jahr zuvor in ihrer Heimatstadt gewebt worden war. Sie liessen eine St. Gallerin diese Arbeit in Lyon erlernen.

Schon 1753 brachte das Handelshaus Gonzenbach seine ersten Mousselinestickereien auf den Lyoner Markt, die so sehr dem Geschmack der französischen Mode entsprachen, dass die Nachfrage alle Erwartungen übertraf. So wurden auf den alten Handelsstrassen, welche die Leinwand gebahnt und die Baumwolle ausgebaut hatten, die neuen St. Galler Stickereien in die Welt hinausgeführt, erst nach Frankreich, dann nach Spanien, Italien, Deutschland und England. Wieder war es eine sehr sorgfältige, hochwertige Hand-

arbeit, bei welcher die schlechte wirtschaftsgeografische Lage der Stadt nicht stark ins Gewicht fiel; die leichten Gewebe verursachten geringe Fuhrkosten.

Schon gleich zu Beginn liessen die weitsichtigen Kaufleute ihr neues Handelsgut auch im Ausland herstellen. Nur der Plattstich, die feinste Stickerei, wurde vorzugsweise in der Stadt St. Gallen, gleichsam unter den Augen der Kaufleute, hergestellt. Beim Kettenstich greifen die Schleifen der einzelnen Stiche ineinander; beim Plattstich reihen sich aber die Stiche so dicht aneinander, dass eine geschlossene Fläche entsteht, was besonders beim Sticken von Blättern und Blumen erwünscht ist. Die neuen feinen Stickeereien entsprachen dem Zeitgeschmack des Rokoko aufs schönste. Gewerbe und Handel blühten. Die ganze Familie hatte ihre lohnende Arbeit: Neben dem Sticken besorgten Frauenhände das Ausschneiden, wobei auf der Rückseite der Tücher die Fäden zwischen den einzelnen Figuren abgeschnitten werden mussten, und das Verweben, das heisst das Ausbessern der beim Bleichen oder Ausrüsten beschädigten Stellen.

Waren es 1773 6000 Leute, welche in der Nordostschweiz der Stickerei oblagen, waren es am Ende des 18. Jahrhunderts gegen 100 000 Menschen, die von der Textilindustrie mit dem Zentrum St. Gallen lebten. Damals gewann denn auch die voralpine Nordostschweiz ihre erstaunliche Bevölkerungsdichte.

Mit dem Sturz des Adels in der Französischen Revolution fiel die kaufkräftige Oberschicht aus. Die neue führende Klasse verpönte alles, was an die alte Herrschaft erinnerte: Das schlichte Wesen altrömischer Bürger wurde Vorbild. Zu Napoleons Zeiten wurden die Handelsstrassen zu Heerstrassen; der Kaufmann musste dem Krieger weichen. Die allgemeine Unsicherheit und der ständige Wechsel der politischen Ordnungen lähmten Verkehr und Unternehmerlust. Hohe Zölle erschwerten den Weg von Land zu Land, und die Kontinentalsperre verunmöglichte die Einfuhr von Baumwolle. Mit der Restauration der früheren Ordnung kehrte wohl die Freude am früheren Schmuck des Lebens zurück, aber Europa erholte sich nur langsam von den napoleonischen Wirren. Die St. Galler Kaufleute suchten neue Märkte und fanden sie in der Levante, wo die Türken ihren Turban mit Stickereien zu verzieren begannen, und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Konnte dort die immer mehr fabrikmässig erstellte Ware der Grobstickerei abgesetzt werden, verlangten die Franzosen des Bürgerkönigs Louis Philippe als Kenner wieder die feine St. Galler Plattstich-Handstickerei. Ursprünglich diktierte die tonangebende Pariser Mode die Stickmuster. Mit der Zeit aber entwarfen in St. Gallen einheimische Künstler eigene Motive, und die Modewelt bewarb sich dann um die St. Galler Neuschöpfungen («créations»). Darum schuf die Korporation der St. Galler Kaufleute 1863 eine permanente Musterausstellung, die 1878 zu einem Industrie- und Gewerbemuseum ausgestaltet wurde, wo sich die 1867 gegründete Zeichenschule für Weberei, Stickerei und Kettenstichstickerei wertvolle Anregungen holen konnte. 1890 wurde dem Industrie- und Gewerbemuseum eine Stickschule angegliedert. Als es 1901 die Sammlung des hervorragenden Kenners Leopold Iklé als Geschenk erhielt, gab es in Europa keine ähnlich reiche Sammlung an Spitzen und Stickereien. Seit den achtziger Jahren besass das Museum auch

eine Kontrollstelle für Garne, aus der sich die Eidgenössische Materialprüfungsanstalt (EMPA) Abt. C entwickelte.

Trotz aller Tatkraft und Weitsicht konnte der französischen, sächsischen und schottischen Konkurrenz nur mit der Verbilligung bei gleichbleibender Qualität begegnet werden: Die Handarbeit sollte der Maschinenproduktion weichen, was in der Spinnerei und der Weberei auch möglich gewesen war. Aber die Einführung der Stickmaschinen lief viel mühsamer an. Ersten Maschinen hafteten über ein halbes Jahrhundert Unzulänglichkeiten an. Erst Franz Elysäus Rittmeyer verbesserte die von seinem Grossvater erstellte Maschine so erfolgreich, dass er 1844 an der Wassergasse in St. Gallen einen Betrieb mit zwölf neuerbauten Stickmaschinen ausstatten und zehn Jahre später im Westen der Stadt, in Bruggen, eine Stickfabrik mit hundert Maschinen eröffnen konnte.

Während man in Europa den Fabrikanten der mechanischen Stickerei mit Zurückhaltung begegnete, nahmen sie die Nord- und Südamerikaner begeistert auf; der Erfolg war so gross, dass auch die dortige grosse Krise von 1857 der Maschinenstickerei keinen bleibenden Schaden zufügen konnte, während die sanktgallische Handstickerei sich von dieser Erschütterung nicht mehr zu erholen vermochte.

Die Mechanisierung der Stickerei führte zu einer Umschichtung der Arbeitskräfte. War das Sticken bisher Frauensache gewesen, traten jetzt viele Männer in seinen Dienst: Die einen erstellten in der Maschinenindustrie Stickmaschinen, andere arbeiteten in den Sticklokalen, die nun an Tausende von Bauernhäusern in der Nordostschweiz angebaut oder in sie eingebaut wurden, nach der landwirtschaftlichen Tätigkeit an der Stickmaschine. Es war im eigentlichen Sinne Hausindustrie: Der Arbeiter hatte den Schritt zur Mechanisierung mitgemacht und blieb doch daheim. Auch bei Krisen hatte er noch seinen angestammten Bauernbetrieb und konnte ihn dann durch Anbau von Gemüse und Kartoffeln intensiver bewirtschaften. Der Bauer hatte den Anschluss an die Technik der Zeit gefunden und damit ein gehobenes Einkommen, ohne darüber «den Boden unter den Füssen» zu verlieren. Er besass weiterhin Halt und Heimat. Sein Arbeitsweg betrug nur wenige Schritte, und sein kleiner Viehbestand, seine Vorräte an Holz und Heu und seine Stickmaschine waren unter dem gleichen Dache beisammen, wo seine ganze Familie weiterhin Hand in Hand wie im alten Bauernbetrieb arbeitete, nur dass dieser jetzt kleiner war, weil sich die Arbeitskraft namentlich der Stickmaschine zuwandte.

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Maschinenstickerei geradezu stürmisch. Zählte man 1851 erst 12 Stickmaschinen, so waren es 1865 schon 650 und im Jahre 1872 bereits 4484. Die Nachfrage war damals über alles Erwarten gross: Wurden 1873 allein nach den USA für nahezu 11 Millionen Franken Stickereien ausgeführt, so stieg der Ausfuhrwert im nächsten Jahr um rund 5 Millionen. Immer mehr gingen auch die Nachbarkantone und das Vorarlberg zur Stickerei über. 1889 zählte man im Kanton St. Gallen 11 363 Maschinen. Wer nicht in einer Fabrik arbeiten wollte, bekam die Maschine gegen Anzahlung von 4 Prozent ins Haus geliefert. Aus anderen Berufen liefen die Arbeiter weg, um täglich zwölf Stunden an der Stickmaschine zu sitzen, die in Zeiten reger Nachfrage

wahrhaft guten Verdienst ins Haus brachte; auch die Frauen- und Kinderhände blieben nicht müssig. Der Sticker galt als der vornehmste Arbeiter. Der Oberuzwiler Isaac Gröbli wurde durch die eben aufgekommene Nähmaschine, das Zweifadensystem, zur Erfindung der Schifflistickmaschine angeregt. Mit dem Pantographen konnten dabei Zeichnungen der Vergrößerer exakt verkleinert werden. Obwohl die Maschine 1863 bereitstand und an den Weltausstellungen von Paris (1867) und Wien (1873) ausgezeichnet wurde, dauerte es noch ein Vierteljahrhundert, bis der Grosseinsatz erfolgen konnte: 1890 gab es 341 Schifflistickmaschinen, 1900 schon 1391 und 1910 sogar 3217. War das Erzeugnis dem der Handstickerei auch nicht ganz ebenbürtig, so konnte doch die Leistung um das Zwölfwache gesteigert werden. Gröblis Sohn erfand 1898 den Stickautomaten, der von der Firma Saurer in Arbon ab 1911 auf den Markt gebracht wurde. Dessen Prinzip beruhte darauf, dass ein langes Kartonband, Punchkarte genannt, gemäss dem Muster mit Löchern versehen wurde. Der Automat besorgte die Stickarbeit nach diesem Programm. Damit war es möglich geworden, ein Muster mit Hilfe der einmal erstellten Punchkarte beliebig viele Male in exakt gleichbleibender Ausführung sticken zu lassen. 1920 waren schon 1500 Automaten im Betrieb, und mit welcher Leistung! Die Leistung einer einzelnen Person war in hundert Jahren um das Dreihundertfache gestiegen! Während der Stickereimaschinenbau nur in grossen Fabriken rentabel war, war der Grossbetrieb in der Stickerei die Ausnahme. Selbst in der Zeit der höchsten Blüte gab es in unserem Lande nur zwei Fabriken mit über 100 Schifflistickmaschinen und lediglich 7 mit 50 bis 100, während 141 Betriebe mit 3 bis 5 Maschinen arbeiteten. Viel häufiger waren die kleinsten Betriebe mit 1 oder 2 Stickmaschinen. Die Erklärung, warum eine Industrie von Weltrang sich dem Zug der Zeit, der nach Zusammenfassung der Arbeit in Grossunternehmen drängte, fast völlig entzog, ist in der Bundesverfassung von 1874 zu finden; sie verlieh dem Staat das Recht, die Fabrikarbeit zu überwachen: Kinderarbeit und Dauer der Arbeitszeit. Die BV 74 ermächtigte den Staat zudem, Vorschriften zum Schutze der Arbeiter gegen einen die Gesundheit und Sicherheit gefährdenden Betrieb zu erlassen. Das geschah im Fabrikgesetz von 1877. Davon wurde der Kleinbetrieb nicht erfasst, was ihn wirtschaftlich begünstigte. Nicht wenige Fabrikanten und vor allem die «Lohnsticker», die Mittelsmänner zwischen den Stickern und den Kaufleuten, gaben die Aufträge den daheim Arbeitenden, die mit einem bescheideneren Stundenlohn zufrieden waren als die Fabrikarbeiter und für die der Normalarbeitsvertrag von 11 Stunden sowenig galt wie das Arbeitsverbot für Kinder unter 14 Jahren. Die Heimarbeit war also «Geheimarbeit», eine Umgehung des Fabrikgesetzes. Die Kinderarbeit war ein besonders düsteres Kapitel: Acht und mehr Stunden «fädelten» sie vor und nach der Schule bis meist tief in die Nacht hinein. Es gab bei den Heimstickern ein wirkliches Kinderelend bis ins 20. Jahrhundert hinein.

In St. Gallen und seiner Nachbarschaft nahm die Ausdehnung der Stickerei ein Ausmass an, das ein gesundes Gleichgewicht innerhalb der Volkswirtschaft zu zerstören drohte: Die eidgenössische Betriebszählung von 1905 zeigt, dass die in den Stickereifabriken beschäftigten 28 967 Personen der Kantone St. Gallen, Appenzell und Thurgau mehr als ein Drittel aller Fabrik-

arbeiter ausmachten. Dazu kamen 33 547 Arbeitskräfte, die als Heimarbeiter im Dienste der Stickerei standen, nahezu vier Fünftel aller Heimarbeiter. Mit den 62 514 Personen, die in der Stickerei ihren Haupterwerb sahen, stellte dieser Wirtschaftszweig im Kanton St. Gallen fast 50 Prozent aller in der Industrie Beschäftigten. Eine Statistik des Kaufmännischen Directoriums zeigt, dass 1911 in der eigentlichen Stickerei (SG, AR, AI, TG) 48 239 Personen arbeiteten, 15 126 Leute in der direkten Hilfsindustrie (Nachstickerei, Ausschneiderei, Scherlerei, Näherei und Ausrüsterei), 20 640 Arbeitskräfte in der indirekten Hilfsindustrie (spinnen, weben, färben) und 11 974 Personen in der Exportindustrie. Mit den gegen 20 000 namentlich von St. Gallen beschäftigten Vorarlbergern war das Wohlergehen von über 115 000 Personen oder von jedem zweiten Erwachsenen vom Geschäftsgang der Stickerei, das heisst vorab von der «Kaiserin Mode», abhängig.

Die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg stimmten sehr zuversichtlich. Die Produktion von Stickereien verdreifachte sich von 66 Millionen Ausfuhrwert im Jahre 1894 auf 219 Millionen im Jahre 1912. Die Stickerei stand an der Spitze des schweizerischen Exportes. Im Jahre 1913 führte unser Land für 210 Millionen Franken Stickereien aus, zehnmal mehr als Seidenprodukte mit 21 Millionen Franken, gefolgt von der Uhrenindustrie mit 183 Millionen Franken, der Maschinenindustrie mit 99,6 Millionen Franken und der chemischen Industrie mit 67,3 Millionen Franken. Mit einem vollen Sechstel des schweizerischen Gesamtexportes war die Hauptindustrie der Nordostschweiz ein Grundpfeiler der Volkswirtschaft überhaupt, die Stadt St. Gallen die Metropole. Die Damen in Paris, London, Wien, in Madrid, Bukarest und Kairo, in New York und Rio de Janeiro, in Kapstadt und Sydney tragen feine St. Galler Stickereien, die Frauen fast aller Länder ihre billigeren und billigen Artikel. Jedes Land hat von denselben Artikeln seinen eigenen Geschmack, dem sich der Kaufmann genau anpassen muss. Der Verkauf geschieht auf verschiedene Weise: Es kommen Grosseinkäufer aus Paris, London oder Übersee selber nach St. Gallen, um die ihnen passenden Muster auszuwählen oder zu bestellen, oder die Geschäfte senden Reisende in die verschiedenen Länder, oder sie haben dort ihre Agenten. Oft aber haben sie eigene Büros und Filialen, z. B. in Paris, London und New York.

Die Stickerei aber belebte nicht nur die Stadt, sondern gestaltete auch ihr Baubild neu (s. «St. Gallen, die Stadt des Jugendstils»). So schreibt W. Nef in «St. Gallen vor der Jahrhundertwende»: «Die bedeutenden Exportfirmen hatten mit ihren stattlichen Geschäftshäusern, in deren Gefolge am Ausgang des Jahrhunderts auch die vielen pompösen Bankgebäude entstanden sind, ein kommerziell grosszügiges Aussehen. Und wie in alten Zeiten Zunftwesen und Handwerk in Strassenbezeichnungen wie Weber-, Multer-, Metzgergasse ihren Niederschlag gefunden haben, so zeigten in der Blütezeit der Stickereiindustrie Bezeichnungen von Firmen und Häusern, wie «Atlantic», «Union», «Washington», «Oceanic» die engen Beziehungen, welche die grossen Exporthäuser mit dem wichtigen Erdteil im Westen hatten. (...) Die Beziehungen zur amerikanischen Union waren zeitweise so ausgedehnt und mannigfaltig, häufig auch sehr lukrativ, dass man St. Gallen scherzweise als «Vorstadt» von New York bezeichnet hat. Gern nahmen auch etwa Söhne von Stickereifabrikanten, die sich eine Zeitlang in der industriellen oder kom-

merziellen Metropole der Vereinigten Staaten aufgehalten hatten, blasierte Allüren junger Yankees an . . . » Die erwähnten öffentlichen Bauten, die zum grösseren Teile der Kultur dienten, widerlegen den Vorwurf, die Stickerherrschaft habe Künste und Wissenschaften im Schatten stehen lassen. «Dennoch schüttelten die meisten grossen Handelsherren ihr Haupt, wenn ein Maler der oft brotlosen freien Kunst treu bleiben und nicht dem einträglichen Stickereizeichnen den Vorzug geben wollte, und sie zuckten nicht ungerne die Achseln, wenn ein junger Mensch sich den Quellen der Forschung und nicht dem Goldstrom der Geschäfte zuwandte. War ein tüchtiger Geschäftsmann um 1900 hablich, so musste er sich gar nicht sonderlich umtun, und er war 1914 schon reich. Es kam vor, dass eine Firma es in einem einzigen Monat auf eine Million Franken Umsatz brachte. Einzelne führende Familien schwammen im Geld und gaben sich unbekümmert dem Genuss des Lebens hin» (G. Thürer).

In dieser Zeit des materiellen Glücks und des Fortschrittsglaubens fielen die Schüsse, die den Ersten Weltkrieg auslösten, und bevor ein Jahr verging, umschloss ein Feuerring unser Land, dessen Stickerei alle Rohstoffe aus dem Ausland bezog und über 95 Prozent aller Erzeugnisse auf fremden Märkten absetzte. Da die englischen Lieferanten die unerlässlichen Rohstoffe in die Schweiz nach langen Verhandlungen freigaben, unserer Konkurrenz in Deutschland und Österreich aber total sperrten, stieg die Ausfuhr an Stickereien aus der Schweiz nach Deutschland von 1913 bis 1918 von 17 auf 70 Millionen Franken, nach Österreich von 4,3 auf 28,8 Millionen Franken, während der Handel nach Nord- und Südamerika, Australien und Neuseeland auf einen Zehntel fiel. Die Arbeitszeit wurde auf 40 Stunden herabgesetzt. Grosse Erwartungen setzte man in Stickereikreisen auf den Friedensvertrag. 1919 verzeichnete denn auch die Rekordzahl einer Stickereiausfuhr von 410 Millionen Franken. Die wertmässige Verdoppelung (1913: 209,7 Millionen Franken) spiegelte aber keineswegs auch eine mengenmässige Zunahme wider, im Gegenteil: Der Export fiel von 1913 mit 89 182 q auf 56 947 q, erreichte also nicht einmal zwei Drittel der Ausfuhrmenge des letzten Vorkriegsjahres; die wertmässige Verdoppelung war die Folge der Teuerung. Obwohl der Stickerei eine wöchentliche Arbeitszeit von 52 Stunden zugestanden wurde, waren sich doch viele über die Scheinblüte im klaren. Die Ausfuhr erreichte 1921 mengenmässig mit 25 741 q nicht einmal mehr die Hälfte von 1920 (53 357 q) und wertmässig mit 126 Millionen Franken sogar nur noch ein knappes Drittel von 1920 (391 Millionen Franken). Damit war ein Sturz eingeleitet, wie er in der schweizerischen Wirtschaftsgeschichte ohne Beispiel ist: 1935 konnte dreizehnmal weniger Ware ausgeführt werden als in einem durchschnittlichen Vorkriegsjahr oder, noch besser: Die 12,2 Millionen Franken Exporteinnahmen aus der Stickereiindustrie im Jahre 1935 stellten nur noch 3 Prozent der Einnahmen bei Kriegsende dar! Bedenkt man, dass jeder zweite Industriearbeiter der Nordostschweiz direkt von der Stickerei lebte und das Schicksal der übrigen Einwohner ebenfalls zu einem grossen Teil vom Gang der Stickerei abhing, wird man das katastrophale Ausmass dieser Krise erassen können. Das ungestüme Anwachsen der Stickereimetropole St. Gallen schlug in einen Bevölkerungsschwund um; hatte die Stadt mit den damals

noch nicht eingemeindeten Vororten Tablat und Straubenzell 1912 mehr als 77 000 Einwohner gezählt, so sank diese Zahl bis 1935 auf 63 571 Personen, also um mehr als 17 Prozent, während die Bevölkerung der Schweiz um 9 Prozent anstieg. Noch krasser fällt der Vergleich mit einzelnen Städten aus: Während in den Jahren 1910 bis 1941 Winterthur um 27 Prozent, Lausanne um 44 Prozent, Zürich gar um 56 Prozent zunahm, sank St. Gallens Bevölkerung um 17 Prozent. Weil die Stadt auf eine kaufkräftige Bevölkerung in der Umgebung angewiesen war, wog die Abwanderung vorab junger Leute aus dem nahen Appenzeller- und dem Fürstenland doppelt schwer.

Es waren viele Gründe, warum die schwere Krise nicht gleich früheren überwunden werden konnte: Die Struktur der sanktgallischen Wirtschaft war extrem einseitig; die Hälfte aller Industriearbeiter des Kantons war in der Stickerei beschäftigt, ein weiteres Viertel in der Textil- und Bekleidungsindustrie. Von allen Schweizer Stickern waren zwei Drittel im Kanton St. Gallen tätig. Verführt durch den glänzenden Geschäftsgang seit der Jahrhundertwende, hatte man hier alles auf die Stickerei gesetzt. Die Bereitschaft zur Umstellung auf andere Wirtschaftszweige war auch jetzt nicht gross. Wohl gab es einzelne leuchtende Beispiele der Einführung neuer Industrien, zum Beispiel die Umstellung der bedeutenden Rorschacher Stickereifirma auf die Produktion von Kunstseide (Feldmühle) oder die segensreiche Entfaltung der optischen Industrie im Rheintal (Wild AG). In der Regel aber empfanden weder der Fabrikant noch der Sticker Lust, sich nach einer Tätigkeit umzusehen, wo der Einsatz ihrer fachmännischen Fähigkeiten nicht möglich war und wo die Einkünfte mit denen in den «goldenen Zeiten» der Stickerei nicht zu vergleichen waren. Lieber wollte man mit dem Ersparten ein paar Jahre bis zur Wiederkehr guter Zeiten durchhalten, statt anderswo zu investieren. Dies bedeutete aber eine völlige Verkennerung der Lage, denn der Weltkrieg hatte alle Grundlagen erschüttert. Die allgemeine Mode war in den zwanziger und dreissiger Jahren der Stickerei nicht hold. Die Frauen hatten sich in manchen Staaten während des Krieges in manche Berufe eingearbeitet, welche bisher von Männern ausgeübt worden waren; sie kleideten sich sachlicher und sahen von Stickereien ab. Man bevorzugte glatte, gewirkte und gestrickte Stoffe. Anstelle der weissen, mit Spitzen versehenen Damenwäsche traten Trikotfabrikate aus Kunstseide und Mischungen mit Wolle und Baumwolle. Kunstseide, Buntweberei und Stoffdrucke boten billigere und zugleich auffälligere Ware an. Die teuren St. Galler Stickereien wurden ausgesprochener Luxus; die Schweizer Ware wurde mit hohen Zöllen ferngehalten. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika erhöhten auf Betreiben ihrer eigenen Sticker die Schutzzölle in einem Ausmass, dass der Export in das bisher wichtigste Abnehmerland fast auf den Nullpunkt sank: So verlangten sie 1927 für gestickte Taschentücher 924 Prozent, für Taschentücher mit Spitzen gar bis zu 1340 Prozent ihres Wertes. Frankreich, das in St-Quentin sein eigenes Stickereizentrum besass, drosselte die Einfuhr ebenfalls sehr. Die Ausfuhr nach Deutschland mit dem Stickereizentrum im Plauen brach infolge des Einfuhrverbotes völlig zusammen. Günstiger verlief die Entwicklung in England, das nun zum ersten Bezüger schweizerischer Stickereien aufrückte. Die Maschinenindustrie, welche in

der Ostschweiz als «Magd der Textilindustrie» herangewachsen war, wollte ihre eigenen Wege gehen: Sie verkaufte Stickmaschinen zollfrei nach den USA und verfünfachte dort den Bestand an modernsten Maschinen; St-Quentin und Plauen entwickelten sich mit Hilfe der schweizerischen Maschinenindustrie zu sehr leistungsfähigen Anlagen. Mit dem Einsatz von Gröblis Automaten wog der Vorzug der einheimischen Facharbeiter nicht mehr so sehr, wie das früher der Fall gewesen war.

Schwer ins Gewicht fiel auch das zum Beispiel gegenüber Vorarlberg wesentlich höhere Lohnniveau der Nordostschweiz. So war die Versuchung für schweizerische Exporthäuser gross, Aufträge ins Vorarlberg zu vergeben. Man sah im Rheintal, wie ganze Fuhrwerke mit St.Galler Stickböden ins Vorarlberg gefahren wurden. Da der Staatsvertrag mit Österreich 1933 wenig fruchtete, entschlossen sich arbeitslose Rheintaler Sticker zu Demonstrationen, die nicht übersehen werden konnten: Zweimal besetzten sie vier Rheinbrücken, um Stoffsendungen über die Grenze zu verhindern! Immer mehr setzte sich jetzt die Einsicht durch, dass die einseitige Vorherrschaft unwiederbringlich vorüber sei und dass es kurzfristig wäre, je wieder das ganze Wirtschaftsgebäude auf einen einzigen Pfeiler abzustützen. Daher war es verständlich, dass man die Zahl der Stickmaschinen verminderte: Die Preise für Bruch Eisen waren während des Krieges so gestiegen, dass Firmen und Private die stillstehenden Maschinen abbrachen, solange man aus dem Material noch etwas löste. Andere Maschinen wurden betriebsbereit ins Ausland verkauft. Schliesslich betrieb die Stickerei-Treuhand-Genossenschaft die Zerstörung der Maschinen planmässig. So sank der Bestand von Hand- und Schifflistickmaschinen von 1920 bis 1936 von 7947 auf 1222 Maschinen, also unter einen Sechstel, wobei die sechste oder siebente Maschine, die noch stehen blieb, nur zu oft stillstand. Die Arbeitslosigkeit ging um! Hatten 1911 in den Kantonen St. Gallen, Appenzell und Thurgau gegen 100 000 Arbeiter in der Stickerei und ihren Hilfsindustrien ihr Auskommen gefunden, so lebten nun, mehr schlecht als recht, 1935 noch zwischen 5000 bis 6000 Nordostschweizer von ihr; das war einer von sechzehn. Die Stickerei-Treuhand-Genossenschaft in St. Gallen, welche 1922 durch einen Bundesbeschluss als halbstaatliches Hilfswerk gegründet worden war, hatte den besten Überblick über die Hilfsmöglichkeiten. Sie erkannte, dass mit Überbrückungskrediten wenig geholfen war und die Stickereiindustrie planmässig abgebaut und umgeschichtet werden musste; sie schaltete bis Ende 1938 insgesamt 9165 Maschinen aus und bezahlte dafür eine Entschädigung von 5,7 Millionen Franken. Bei aller ungeheuren Erschwernis starb aber der Durchhaltewille doch nicht ganz aus. Nach der Schliessung der Fachschulen für Handsticker in Grabs, Degersheim, Rheineck und Speicher sowie der Schifflistickerschulen Amriswil und Wil erfolgte 1931 der Zusammenschluss zur Stiftung der Ostschweizer Stickfachschulen in St. Gallen.

Dem unbeugsamen Willen, neue und kristenfestere Industrien zu begründen, ist es zu verdanken, dass schliesslich drei Viertel der einst in der Stickerei Beschäftigten in der Nordostschweiz neuen Berufen zugeführt werden konnten. Da einige dieser neuen Arbeitsmöglichkeiten, wie zum Beispiel die Wäsche- und Konfektions-, die Bekleidungs- und Ausrüstungsindustrie,

innerhalb verwandter Erwerbszweige lagen, vermochte St. Gallen seinen jahrhundertealten Ruf als führendes Textilzentrum zu behaupten. Aber auch die Stickerei begann sich auf schmalerer, aber gesunderer Basis wieder zu erholen. Dabei kam ihr die Abwertung des Schweizer Frankens um 30 Prozent zugute, welche Ende September 1936 die Schweizer Produkte auf dem Weltmarkt wieder erschwinglich werden liess. Die Ausfuhrwerte stiegen wohl nicht mehr sprunghaft an wie einst. Immerhin konnten die Exporte (Tiefststand 1935 mit 12,25 Millionen Franken) 1950 auf 64,129 Millionen Franken, 1960 auf 129,862 Millionen Franken und 1976 auf 184,16 Millionen Franken gesteigert werden, wobei allerdings die enorme Teuerung nicht ausser acht gelassen werden darf, kostete doch ein Kilogramm exportierter Stickerei 1935 23,80 Franken, 1950 80,08 Franken, 1960 67,11 Franken und 1976 129,55 Franken; die ausgeführte Menge stieg also wesentlich schwächer: 1935: 6308 q, 1950: 8146 q, 1960: 18 565 q und 1976: 14 212 q. «So folgte auf den Jubel der einzigartigen Stickereihochblüte der Vorkriegszeit und die tiefe Niedergeschlagenheit der Zwischenkriegszeit die gesunde Einsicht, dass die Stickerei zwar nicht gebieterisch obenan am St. Galler Tische bleiben dürfe, wohl aber, dass ihr weiterhin ein guter Platz im Hause gebühre, wie es auch ihrer feinen Art und dem Geiste unserer Wirtschaft und Gesellschaft entspricht» (Georg Thürer).

Die Reihenfolge der Abnehmerländer aufgrund der wertmässigen Exporte war 1976 folgende: Italien, Grossbritannien, Bundesrepublik Deutschland, Österreich, Saudi-Arabien, Nigeria, Spanien, Frankreich, Japan, USA usw. Der Auslastungsgrad der Automaten betrug 1976 91,7 Prozent, der der Schifflistickmaschinen 89 Prozent, während die Pantographen nur zu 47,6 Prozent ausgelastet werden konnten, weil ein ausgesprochener Mangel an Pantographenstickern besteht; für rund zwei Maschinen steht nur ein Sticker zur Verfügung.

Wieder steht die hervorragende Qualität an erster Stelle und wieder die Anpassung an die Wünsche der Kunden in aller Welt. Von San Diego bis Singapore, von Montreal bis Melbourne, von Kapstadt bis Kopenhagen reichen die Anschriften auf den Exportkisten, und unter keinem der das faszinierende Bild der weiten Welt beschwörenden Städtenamen fehlt das stolz-bescheidene «Made in Switzerland».

Bevölkerung (in tausend)

Jahr	Zürich	Lausanne	Winterthur	St. Gallen
1910	215,5	64,4	46,4	75,5
1941	336,4	92,5	58,9	62,5
Zu- / Abnahme	+ 120,9 = + 56,9%	+ 28,1 = + 43,9%	+ 12,5 = + 27,1%	- 13,0 = - 17,3%
1976	387,9	133,9	88,7	74,9
Zu- / Abnahme gegenüber 1910	+ 172,4 = + 78,3%	+ 69,5 = + 108,5%	+ 42,3 = + 91,9%	- 0,6 = - 0,8%
Zunahme gegenüber 1941	+ 51,5 = + 15,3%	+ 41,4 = + 44,5%	+ 29,8 = + 50,5%	+ 12,4 = + 19,6%

Ausfuhrmengen und Ausfuhrwerte für Stickereien und Ausfuhrwerte für Maschinen, Uhren und die chemische Industrie nach Angaben der Eidg. Oberzolldirektion

(Werte in Millionen Franken)

Jahr	Ma- schinen	Uhren	Chem. Industrie	Stickerei		
				Menge in q	Wert in Mio Fr.	Durchschn.- wert in Fr./kg
1885	19	82	14	35 751	90	25,18
1890	23	100	16	37 323	90	24,27
1895	25	87	22	34 806	77	22,24
1900	49	120	29	50 812	118	23,39
1905	57	131	40	58 346	136	23,43
1910	73	147	51	89 171	204	22,88
1915	91	136	90	72 243	181	25,15
1920	283	325	308	53 357	391	73,44
1925	185	302	128	30 882	129	41,81
1930	225	233	155	17 350	65	37,53
1935	98	124	126	6 308	12	23,80
1940	183	214	291	6 866	17	34,67
1945	220	492	208	5 147	48	96,78
1950	863	730	584	8 146	64	80,08
1955	1 236	1 077	923	13 869	118	86,09
1960	2 313	1 259	1 544	18 565	129	67,11
1965	3 708	1 798	2 498	19 599	160	80,92
1970	6 741	2 629	4 629	15 569	167	107,30
1971	7 325	2 651	4 955	13 244	140	105,81
1972	7 879	2 821	5 772	14 547	143	98,48
1973	9 366	3 235	6 338	16 140	175	108,93
1974	10 652	3 702	7 889	13 609	185	137,87
1975	11 208	3 141	7 068	13 218	163	123,15
1976	11 693	3 071	7 819	14 212	184	129,55

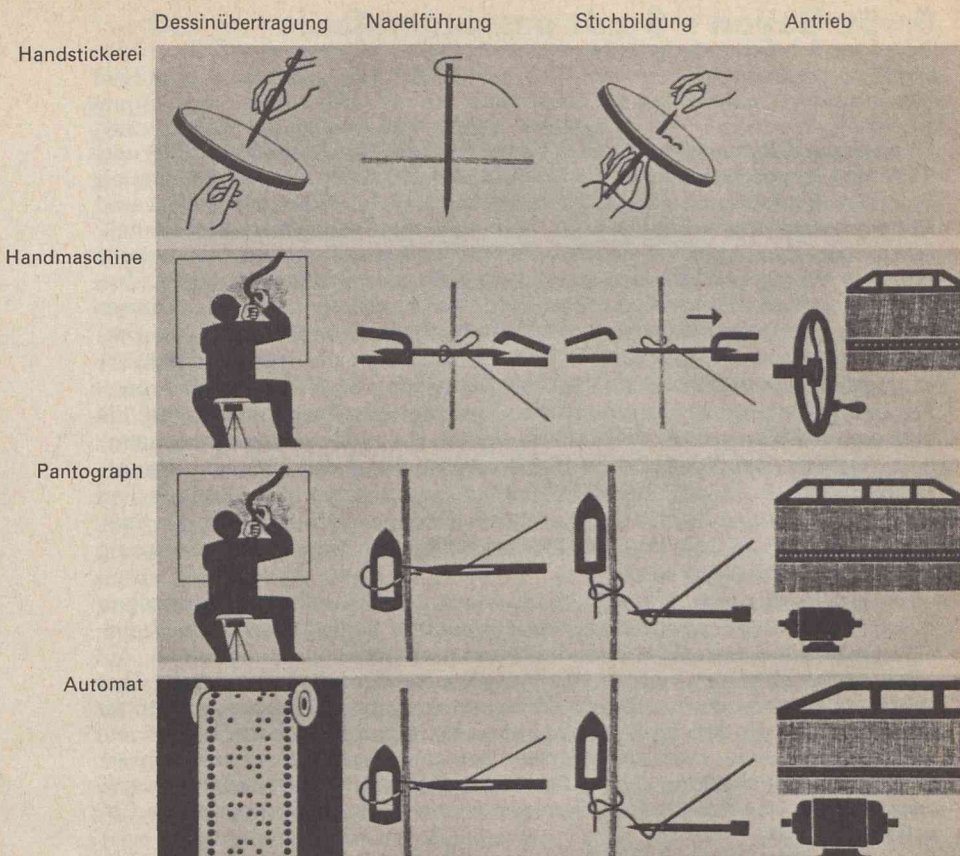


Abb. 10: Entwicklung der Stickerei (Aus «St. Galler Stickerei», Vereinigung Schweiz. Stickerei-Exporteure, St. Gallen)

5. St. Gallen – Stadt des Jugendstils

Ohne Zweifel beherrschte zur Zeit seiner Stickereiblüte zwischen 1900 und 1914 ein ausgesprochenes Hochgefühl die Stadt St. Gallen. So schrieb Salomon Schlatter im «St. Galler Tagblatt» (13.1.1912): «St. Gallen und seine grossstädtische Entwicklung: St. Gallen, die Geschäftsstadt par excellence, marschiert wirklich stramm voran. Sie hat schon manchen Schritt auf dem Wege zu ihrem heissersehnten Ziele, der Grossstadt, getan. Ihre Häuserquartiere dehnen sich immer weiter in die Aussengemeinden hinaus und vollziehen, allen Gesetzen und Verfassungsänderungen voran, die Verschmelzung aller zu einer Gesamtheit (S. Schlatter sieht hier die Stadtverschmelzung der drei bisher autonomen Gemeinden St. Gallen mit Straubenzell und Tablat voraus, von der in diesen Jahren wohl viel gesprochen, die aber erst nach Kriegsende Wirklichkeit wurde). (...) Eine <Untergrundbahn> zum <Ostbahnhof> (gemeint ist die Untertunnelung der SBB vom Hauptbahnhof nach St. Fiden, die seit 1856 von Winterthur her über Wil St. Gallen erreichte und wenig später bis Rorschach verlängert wurde) rückt der Vollendung entgegen. Seit ein paar Monaten fährt ein Tram gar doppelspurig die Teufenerstrasse hinauf.»

1896 ratterte das erste Tram durch die Stadt. 1950 wurden die Tramwagen durch Trolleybusse ersetzt. Die Aussenquartiere St. Georgen/Bach, Waldacker/Moos und Abtwil werden mit Autobussen bedient.

«Besonders aber kann einem richtigen Neuzeitmenschen das Herz höher schlagen, wenn er durch die Geschäftsquartiere geht. Wie sich da ein stolzer Handelspalast an den andern reiht, ein altes Haus nach dem andern, ein grüner Wiesenfleck nach dem andern den mächtigen Steinkolossen weichen, das ist wahrhaftig grossartig. Wenn Berlin einen Warenhausstil geschaffen hat, so schenkte St. Gallen der Welt den Typus des modernen Geschäftshauses.»

St. Gallen zählte 1912 77 590 Einwohner, eine Zahl, die es nach langer Talfahrt erst wieder 1965 erreichen sollte! «In bezug auf den Expressverkehr figurierte der Bahnhof St. Gallen gesamtschweizerisch auf Platz zwei, in bezug auf den Reiseverkehr auf Platz vier, die Postabfertigung in der neuen Hauptpost gar auf Platz eins» (Dr. J. Kirchgraber).

Der Jugendstil hat zwei besonders wichtige Aspekte. «Auf der einen Seite zielte er auf Manifestation bürgerlichen Reichtums und von Macht, auf Repräsentation» (s. o.). Jedermann sollte von der Seriosität der Geschäftsverhältnisse überzeugt werden. Die Stickereihäuser glichen eher Palästen als Produktions- und Verkaufsstellen. Voraussetzung war der Einsatz von Eisenbeton. Robert Maillard, der spätere Pionier im schweizerischen Eisenbetonbau, eröffnete 1902 dreissigjährig in St. Gallen ein Büro. Wichtig waren vorab die Ansprüche der Stickerei an die modernen Fabrikationsräume: grossfenstrig, hell und geräumig, wegen der Bauverhältnisse mehrstöckig, die Böden mussten die schweren Maschinen tragen. Dass damals nicht nur in St. Gallen mit dem sumpfigen Baugrund durchaus noch Risiken mit dem

Eisenbetonbau bestanden, zeigt 1901 der Einsturz eines grossen Betonrohbaus in Basel, achtzehn Menschen unter sich begrabend. Der Eisenbeton liess tiefe, stützenlose und zugleich hell durchlichtete Arbeitsräume zu. Man wagte aber noch nicht, ihn als Sichtbeton zu verwenden: Er wurde mit Natursteinen verschiedenster Sorten verkleidet. Der Eisenbeton hatte es ermöglicht, die Erdgeschosse in Glasfronten aufzulösen (Schaufenster!). Innerhalb weniger Jahre errichtete die Stadt eine erstaunlich grosse Zahl öffentlicher Bauten verschiedenster Zweckbestimmung: Stadtbibliothek Vadiana, das Volksbad (von München, der nächsten Grossstadt, mit der enge Beziehungen unterhalten wurden, angeregt), das Krematorium, das neue Museum, das Bürgerspital, dazu kamen nicht weniger als fünf Kirchen, die Tonhalle, die neue Hauptpost und der neue Hauptbahnhof u. a.

Dieser Hang zum Repräsentativen ist aber nur die eine Seite des Jugendstils. «Die andere zeigt, wie dieselbe Architektur stets bedacht war auf Diskretion, Rücksicht, auf Anpassung an Bestehendes. In den <Modernen Bauformen> 1909 steht: <Stil ist Taktgefühl, Sicherheit in der Beurteilung der Zukunftsmöglichkeiten, in der Antwort auf die Fragen, welche Formen sich miteinander vertragen, welche Behandlung einem Stoffe angemessen ist . . . > Das heisst konkret, dass wir in St. Gallen beobachten können, wie interessiert der Jugendstil beispielsweise am Zusammenklang mit den heimischen Bauformen war: Verneigt sich nicht der Architekt des Bahnhofs mit dessen barocker Schalterhalle vor der Kathedrale, der Klosterkirche? Nimmt nicht die Vadiana mit ihrer langen, hochfenstrigen Front Mass an der Langhauswand derselben Kirche» (s. o.). Auch die Wohnsiedlung «Schoren» der Eisenbahner-Baugenossenschaft (1911–1914) passte sich optimal den natürlichen Gegebenheiten an. Einen typisch lokalen Beitrag stellen auch die Erker dar, wie sie vom Jugendstil gerne an Geschäftshäusern und Villen angebracht wurden. Am sonnigen Rosenberghang entstanden in diesen Jahren die gross- und vielräumigen Villen, die teilweise auf uns Heutige protzig wirken, umgeben von reichem Baumbestand. Dem Park wurde dieselbe Aufmerksamkeit geschenkt wie dem Bau; denn als drittes Element, das den Jugendstil mitprägte, ist das Zeichen der Zeit zu nennen: Man wollte sich der Natur wieder annähern (1891 wurde die Volière im Stadtpark erbaut, 1892 der Wildpark Peter und Paul errichtet und 1902–1912 mit künstlichen Felsen für Steinböcke und Gemsen versehen): offene Anlagen statt geschlossene Baukörper, harte Kanten wurden mit Ornamentik entschärft, Naturholzgetäfer kam in Mode und ebenso die farbige Fensterverglasung, welche meist Pflanzen- oder Landschaftsmotive enthielt und so dem Stadtbewohner anstelle öder Mauern den «Ausblick» auf eine Blumenwiese gewährte.

Es ist für den Jugendstil typisch, dass die Architektur der Technik offen gegenüberstand, gleichzeitig jedoch eine naturnahe Lebensweise sowie handwerkliche Arbeit oder die Verwendung natürlicher Baumaterialien fördern wollte. Aber auch ohne die englische Gotik und die englische Backsteinarchitektur ist die Jugendstilentwicklung nicht denkbar.

Dr. Jost Kirchgraber schreibt über die wesentlichen Bauelemente «Dächer und Giebel» («St. Galler Tagblatt» 14.8.1976): «Ein Dach ist, technisch gesprochen, der obere Abschluss eines Gebäudes. Wenn ich aber sage: ich

habe ein Dach über meinem Kopf, ich habe meine Arbeit unter Dach gebracht, ich habe jemanden unter mein Dach genommen, so bedeutet Dach weit mehr, nämlich Schutz und Hut, Geborgenheit. Ältere oder sonst unmodern wirkende Häuser vermitteln diesen Aspekt noch, weil sie Firste haben und man infolgedessen ihre Dächer sieht und erlebt; der Form nach erinnert ein Giebel an einen Berg oder Baum: an Erscheinungen der Natur. Umgekehrt entsprechen die flachen, unsichtbaren Gebäudeabdeckungen unserer Tage dem unbehausten Dasein des modernen Menschen, der einen festen Halt, wo er Ruhe findet, nicht mehr hat.»

Im Jugendstil freilich hielt man viel von Dächern. Das geht schon aus folgenden, 1908 veröffentlichten Sätzen hervor: «Wir leben in der Schweiz in einem rauhen Klima mit ziemlichen Extremen in der Sommer- und Winter-temperatur, mit reichlichen Niederschlägen und vielen unfreundlichen, regnerischen und windreichen Tagen. Daraus ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit das Haus mit beherrschendem Dach, mit jenem Dach, das in mannigfaltigen Variationen in heissen Tagen schattige Kühle, im Winter wohnliche Wärme, immer aber traute, wohlige Behaglichkeit verspricht. Nach der bei uns so lange vorherrschenden italienischen Mode, die das Dach in Unterdrückung hielt, ist das Wiederaufgreifen dieses massgebenden Motivs ein Schritt in der Vorwärtsentwicklung, der nicht hoch genug gewertet werden kann.» Gewisse Architekten, Curjel und Moser, standen so sehr für grosse Dächer ein, dass sie sich deswegen mehrfach – etwa im Fall der Hadwigschule und der Kirche Degersheim – öffentlicher Kritik aussetzten. Gerne führte man ein Dach wellenförmig oder dem Haus zugebrochen seitlich weit hinunter. So wirkte es wie eine Kappe mit heruntergeschlagenen Ohrenklappen oder, in Traufnähe nach aussen gezogen, wie ein Schirm. Je grösser das Dach, desto weniger hoch, desto häuslicher erscheint das Haus. Manch ein Architekt verstand es, bis zu drei Stockwerke in den Dachstock zu verstauen, ohne grossen Raumverlust in Kauf nehmen zu müssen.

Bei Geschäftshäusern begann sich die jeweilige Funktion des Gebäudes mehr und mehr an der Fassade (zunächst im Erdgeschoss) abzuzeichnen, so dass sich der freie Gestaltungswille des Architekten allmählich nach oben verdrängt sah. Die Giebelzone wurde nun zum Ort, wo sich seine Haltung zeigen und seine Phantasie entzünden konnte. So wie die Pflanze ihre Blüte zuoberst trägt, entfalteten sich an den Häusern um 1900 die Formen und Ornamente zuoberst besonders reich. Hier war der Ort, wo der Architekt sein Rösslein konnte springen lassen. Deshalb gehören Dachlandschaften zum Originellsten, was der Jugendstil hervorbrachte. Auch reichten die Wellen späterer Verschandelung meistens nicht bis hier herauf.»

Die Baukunst des Jugendstils lebt von der Spannung: Repräsentation und Anpassung. «Wenn Lampenschirme die Form von Blütenkelchen annahmen oder Kaminhüte die Formen von Knospen, so sind das nicht einfach Zeugnisse einer verlogenen Scheinkultur. Und wer ein Klingenschild, das als Mädchenkopf gestaltet ist, lediglich mit <Kitsch> quittiert, sollte nicht vergessen, dass dies Versuche waren, wodurch man die Technik ästhetisch und wohl auch menschlich auffangen wollte» (s.o.). Die vielen exotischen Menschenköpfe wollen die weltoffene Haltung der Stickereiherrn demon-

strieren, die Fratzen aller Art die überschäumende Lebensfreude. «Der Arbeit müssen Paläste errichtet werden, die dem Fabrikarbeiter, dem Sklaven der modernen Industriearbeit, nicht nur Licht, Luft und Reinlichkeit geben, sondern ihn auch noch etwas spüren lassen von der Würde der gemeinsamen grossen Idee, die das Ganze trägt» (Walter Gropius, 1910). «Büro und Fabrik», schreibt der Maler Carl Liner später aus ganz entgegengesetzter, kritischer Sicht, «galten damals in St. Gallen bereits als <soziale und kulturelle Höhepunkte>.»

Aber eines darf nicht verschwiegen werden: Während die Stickereiherrn am Rosenberghang sich in ihren Villen sonnten, sorgte man dafür, dass die Arbeiterquartiere möglichst ausserhalb des Stadtgebietes entstanden, in den Gemeinden Tablat und Straubenzell, wo sich der Anteil der Fremdarbeiter (1910: 40,4 Prozent) sprunghaft vergrösserte. Die Arbeiterfamilien wohnten in den Quartieren St. Fiden, Bruggwald/Langgasse, in Schönenwegen und Bruggen, oft dicht zusammengedrängt «in unhygienischen engen Wohnungen und hatten wenig Geld und viel Sorgen; zeitweise hatte Tablat den traurigen Ruhm der grössten Tuberkuloseverbreitung im ganzen Kanton. Der grösste Teil der Bewohner war gezwungen, sozusagen von der Hand in den Mund zu leben» (aus «Gemeindeblatt der Protestanten von Tablat», 1913).

6. Die Wirtschaftsstruktur in den siebziger Jahren

Im Durchschnitt des Jahres 1975 bot die städtische Wirtschaft rund 45 000 Personen Arbeit. Es gelang, auch während der Rezessionsjahre den Ruf St.Gallens als Industrie-, Handels- und Dienstleistungszentrum der Ostschweiz zu behaupten und zu vertiefen.

Die Nachteile der peripheren Lage haben sich wesentlich verringert: Der Ausbau der Verkehrsverbindungen zu den Ballungszentren der Schweiz und via San Bernardino zur Südschweiz sowie die Lage im Grenzbereich aller deutschsprachigen Länder Europas erleichterten ein kontinuierliches wirtschaftliches Wachstum in den beiden letzten Jahrzehnten. Zudem erwies sich die Rezessionsanfälligkeit der städtischen Wirtschaft als geringer als zu den Zeiten der ausgesprochenen Stickereidominanz. Allerdings hatten sich die Auswirkungen der Hochkonjunktur auch in bescheidenerem Rahmen gehalten als anderswo.

1971 erreichte die Stadt ihren Bevölkerungshöchststand mit 79 063 Einwohnern, der sich aber seither jährlich um durchschnittlich 6 Prozent auf 73 875 zurückbildete (Ende 1977). Betrug der Ausländeranteil 1900 volle 25 Prozent (gesamtschweizerischer Durchschnitt 11,6 Prozent), 1910 gar 32,9 Prozent! (gesamtschweizerischer Durchschnitt 14,7 Prozent), sank er bis 1950 auf 10,3 Prozent (gesamtschweizerischer Durchschnitt 6,1 Prozent), stieg bis 1970 wieder auf 18 Prozent (gesamtschweizerischer Durchschnitt 17,2 Prozent) und ist seither rückläufig: 1976 17 Prozent (gesamtschweizerischer Durchschnitt 15,1 Prozent).

Die gegenüber den früheren Jahrzehnten geringere Rezessionsanfälligkeit der städtischen Wirtschaft ist die Folge der stark veränderten sektoralen Verteilung und der wesentlich ausgewogeneren und breiter gefächerten Branchenstruktur. Von zwei Fünfteln (1955) stieg der Anteil aller im Dienstleistungssektor Beschäftigten um über 10 000 auf zwei Drittel; gleichzeitig sank der Anteil der in Industrie, Handwerk und Gewerbe Tätigen (sekundärer Sektor) um etwas über 3000 auf 38 Prozent. Diese Verteilung wird positiv beurteilt. Während andere Agglomerationen bis 77 Prozent (Luzern) im Dienstleistungssektor beschäftigen, sind es in ausgesprochenen Industriestädten weniger als die Hälfte (Biel: 49 Prozent, Winterthur: 45 Prozent). Hinter dem unscheinbaren Anteil von 1 Prozent der in der Landwirtschaft Beschäftigten steht die Tatsache, dass die Stadt St.Gallen zu einer der zwanzig grössten Landwirtschaftsgemeinden des Kantons zählt. «Neben der Produktionsaufgabe übt die Landwirtschaft für die Stadt zwei weitere wertvolle Funktionen aus. Einmal besorgt sie in weiten Teilen die Landschaftspflege des «grünen Rings», der für die Stadt als vor der Türe liegender Erholungsraum von unschätzbarem Wert ist; zum andern gewährleistet sie die Rückführung des bei der Abwasserreinigung anfallenden Klärschlammes in den ökologischen Kreislauf» (G. Stucki).

Die beschäftigungspolitische Bedeutung der Branchen in der Stadt St. Gallen

(Rang und prozentualer Anteil am Total aller Beschäftigten)

1955		1965		1975	
1. Textil und Bekleidung	19%	1. «Übrige» Dienstleistungen*	17%	1. «Übrige» Dienstleistungen*	22%
2. Detailhandel	11%	2. Textil und Bekleidung	12%	2. Detailhandel	11%
3. Baugewerbe	10%	3. Maschinen, Metalle, Apparate	12%	3. Maschinen, Metalle, Apparate	10%
4. Maschinen, Metalle, Apparate	10%	4. Baugewerbe	11%	4. Baugewerbe	8%
5. «Übrige» Dienstleistungen	8%	5. Detailhandel	11%	5. Textil und Bekleidung	7%
6. Grosshandel	6%	6. Grosshandel	8%	6. Banken, Versicherungen	7%
7. Gastgewerbe	5%	7. Gesundheit, Körperpflege	6%	7. Grosshandel	6%
8. Nahrungsmittel	5%	8. Nahrungsmittel	4%	8. Gesundheit, Körperpflege	6%
9. Gesundheit, Körperpflege	4%	9. Banken, Versicherungen	4%	9. Gastgewerbe	5%
10. Banken, Versicherungen	4%	10. Gastgewerbe	4%	10. Beratung, Interessenvertretung	5%
11. Papier u. grafisches Gewerbe	4%	11. Papier u. grafisches Gewerbe	3%	11. Papier u. grafisches Gewerbe	3%
12. Beratung, Interessenvertretung	2%	12. Beratung, Interessenvertretung	2%	12. Nahrungsmittel	3%
Total 30 319 Beschäftigte (88%)		Total 40 904 Beschäftigte (94%)		Total rund 37 100 Beschäftigte (93%)	

* Zu den «übrigen» Dienstleistungen gehören: Handelsvermittlung, Immobilien, Verleih, Reise- und Transportgewerbe, Lagerhäuser, Post, Fernmeldebetriebe, sonstige Nachrichtenübermittlung, öffentliche Verwaltung, Landesverteidigung, Sozialversicherung, Unterrichtswesen, öffentliches und privates Bildungswesen, Forschung, Kulturtechnik, Raumplanung, Wohlfahrtspflege, soziale Hilfswerke, kirchliche, religiöse Organisationen, weltanschauliche Vereinigung, Kultur, Unterhaltung, Sport, Freizeitgestaltung, Reinigung, Raumpflege, Kaminfegerie, Reparaturgewerbe, soweit nicht anderswo erfasst.
(Nach G. Stucki, St. Gallen 1978)

Sektorale Verteilung der Beschäftigten

	1955		1965		1975	
Sektor 1: Landwirtschaft, Gartenbau	814	2%	542	1%	300	1%
Sektor 2: Industrie, Handwerk, Baugewerbe	18 577	56%	21 043	48%	15 400	38%
Sektor 3: Dienstleistungen	14 095	42%	22 249	51%	24 400	61%
Total	33 486	100%	43 834	100%	40 100	100%

Die Zahl der im sekundären Sektor Erwerbstätigen geht seit den sechziger Jahren zurück. Dies stellt aber keinen Bedeutungsverlust des industriellen Sektors dar. In dem seit fünfzehn Jahren abnehmenden Beschäftigungstrend widerspiegeln sich nämlich auch der Übergang zu einer kapitalintensiveren Produktion, die Durchführung von Rationalisierungsmassnahmen und die erhöhte Produktivität pro Beschäftigten. Innerhalb des Industriesektors zählten 1975 die Maschinen- und Metallindustrie mit 27 Prozent, das Baugewerbe mit 20 Prozent, die Textil- und Bekleidungsindustrie mit 20 Prozent und die Nahrungsmittelindustrie mit 7 Prozent der industriell Beschäftigten zu den personell stärksten Branchen.

Die Beschäftigungszahl im Dienstleistungssektor nahm seit Kriegsende nicht nur prozentual, sondern auch in absoluten Zahlen zu. Dabei erhöhten sich vor allem die Anteile jener Branchen, die die regionale Zentralität der städtischen Wirtschaft wesentlich mitprägen, nämlich im Bereich des Gesundheitswesens, der Banken und Versicherungen, des Verkehrs und der Beratungen und Interessenvertretung.

In den vergangenen zwanzig Jahren hat sich nicht nur die sektorale, sondern auch die branchenweise Verteilung der Beschäftigten merklich verändert. Die städtische Wirtschaft zeigt heute gerade darum eine erfreulich ausgewogene und in die Breite gehende Wirtschafts- und Branchenstruktur, welche sich in den Jahren des Konjunkturrückganges bewährte. Von einer einseitigen Dominanz einer einzigen Branche kann heute nicht mehr gesprochen werden.

Die Textil- und Bekleidungsindustrie hat sich von der einst personell stärksten Branche in der Nachkriegszeit auf den fünften Platz zurückgebildet. Sie wurde jedoch in diesen Jahren zunehmend kapitalintensiver, so dass die Produktion trotz des Rückganges der Beschäftigungszahl durch wachsende Modernisierung gesteigert werden konnte. Dadurch gelang es der Textil- und Bekleidungsindustrie in der Mitte der siebziger Jahre, Beschäftigungs-

einbrüche zu verhindern und ihren Ruf neu zu festigen. Sie wies zwischen 1975 und 1977 mehr offene Stellen als Stellensuchende auf.

Die Maschinen-, Metall- und Apparateindustrie verzeichnete seit der Nachkriegszeit bis in die siebziger Jahre einen Beschäftigungszuwachs und wurde zur dominierenden Branchengruppe innerhalb des Industrie- und Gewerbesektors.

Das Baugewerbe, das seit den fünfziger Jahren beachtliche Beschäftigungszunahmen erreichte, erlitt in den letzten Jahren einen in diesem Ausmass in der Nachkriegszeit noch nie eingetretenen Nachfragerückgang. Der Einfamilienhausbau, die stark geförderte Durchführung von Umbauten und Renovationen von Altwohnungen sowie die Aufträge der öffentlichen Hand (Renovation des Zeughausflügels, Bau der SN 1 und des städtischen Rathauses) brachten eine gewisse Entlastung.

Die Branchen des Dienstleistungssektors erwiesen sich als in sehr geringem Masse konjunkturanfällig. Insbesondere zeigten die Banken und Versicherungen, in geringerem Masse auch das Gesundheitswesen, eine beträchtliche und stete Zunahme der Beschäftigten. Die Branche Beratung und Interessenvertretung hat sich in den letzten zwölf Jahren mehr als verdoppelt. In der Branchengruppe «übrige Dienstleistungen», die sich zwischen 1966 und 1975 am stärksten ausdehnte, zeichnen sich jetzt grosse Unterschiede ab: Die stärksten Anteile entfallen auf die Bereiche Verkehr, Bildung und Verwaltung.

Im Jahre 1955 beschäftigte nur ein einziger Betrieb, nämlich das Kantonsspital, mehr als fünfhundert Arbeitskräfte. In der Zwischenzeit stiegen die Betriebsgrössen an. Neben dem Kantonsspital, der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften (HSG), der kantonalen und städtischen Verwaltung als grössten Betrieben herrschen aber noch heute Mittel- und Kleinbetriebe vor; diese verfügen über den Vorteil, dass sie über relativ flexible Produktionsapparate verfügen und daher in geringerem Masse konjunkturanfällig sind. Die Mittel- und Kleinbetriebe der städtischen Wirtschaft haben sich zudem auf die Fabrikation hochwertiger Erzeugnisse ausgerichtet, die einen intensiven Arbeitsprozess durchlaufen. Dies erlaubt der Mehrzahl der Betriebe, sich dank hoher Qualität im internationalen Wettbewerb durchzusetzen.

Trotz dieser im ganzen positiven Entwicklung harren noch entscheidende Probleme ihrer Lösung. Diese betreffen vorab die Zentralitätsstruktur der Stadt als ostschweizerischer Metropole. Der Staatsanktgaller darf aber nicht vergessen, dass während Jahrhunderten ein tatsächlich krasses Wohlstandsgefälle zwischen Stadt und Land bestand, weil der Grossteil der Region bis zum Ende des 18. Jahrhunderts vom Kloster abhängig und ihm abgabepflichtig war. Nach dem Erlöschen dieses Abhängigkeitsverhältnisses lag während des 19. Jahrhunderts als Folge der einseitigen Wirtschaftsstruktur (Stickerei!) erst recht ein übergrosses Schwergewicht bei den städtischen Handelsunternehmen. «Es darf deshalb nicht verwundern, wenn die Staatssteuer, nur weil sie nach St. Gallen entrichtet werden muss, weil die Regierung nun einmal in der Hauptstadt residiert, unbewusst noch so ein wenig als Abgabe an die Herren in St. Gallen empfunden wird» (Stadtammann Dr. A. Hummler).

Wohl profitiert auch die städtische Bevölkerung von den zentralörtlichen Einrichtungen, die der Region zur Verfügung stehen, ohne zusätzliche Erschwernisse und ohne Sonderleistung des städtischen Steuerzahlers: Kantonsspital, neue Geriatriische Klinik, neues Klinikum Stephanshorn, bei denen der Kanton 90 Prozent des Betriebsdefizites übernimmt, Kantons-, Verkehrs- und Hochschule u. a.

Träger der schweizerischen Universitäten sind die Standortkantone, Träger der Technischen Hochschulen ist der Bund. Im Gegensatz dazu wurde die Hochschule St. Gallen als Handelshochschule bis 1954 zur Hauptsache von der politischen Gemeinde, der Ortsbürgergemeinde und der Kaufmännischen Corporation getragen.

Das neue Gesetz über die Handelshochschule vom 1.1.1955 brachte erstmals eine gleichmässige Verteilung der Lasten auf Kanton und Stadt. Aufsichtsbehörde wurde der Regierungsrat, der Grosse Rat beschliesst das Budget und genehmigt die Rechnung.

Die überaus starke Zunahme der Studentenzahlen um die Mitte der sechziger Jahre veranlasste nun erstmals den Bund, den Hochschulkantonen im Interesse der Hochschulförderung eine rasche Hilfe zukommen zu lassen. Er stellte für die Jahre 1966 bis 1968 Beiträge von insgesamt zweihundert Millionen Franken zur Verfügung. Bis zum Inkrafttreten des Hochschulförderungsgesetzes stimmte das St. Gallervolk am 18. März 1975 folgender Übergangslösung zu: Nach Abzug des Bundesbeitrages leistet die Gemeinde St. Gallen einen jedes Jahr um fünf Prozent kleineren Betrag, bis dieser 1980 bei 30 Prozent (Kanton 70 Prozent) stationär bleibt.

Im Juni 1963 konnten die neuen Gebäulichkeiten der Hochschule St. Gallen eingeweiht werden. «Die Anlage der Hochschule St. Gallen für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften ist ein Gesamtkunstwerk, in dem die Architektur und eine grosse Zahl von Werken der bildenden Kunst zu einer künstlerischen Einheit komponiert sind. Was hier vollbracht worden ist, hat weltweite Beachtung gefunden: eine beispielhafte, aber unwiederholbare Leistung, da sie aus einer ganz bestimmten Aufgabe und unter ganz bestimmten örtlichen und persönlichen Bedingungen hervorgegangen ist. Die künstlerischen Massstäbe, die hier angewandt wurden, sind unvergleichlich höher als sonst üblicherweise bei ähnlichen Bauvorhaben. Nur in seltenen Augenblicken der neueren Kunstgeschichte des Abendlandes haben sich so zahlreiche Werke bester Qualität zu einer so beglückenden, vielfältigen Ganzheit fügen lassen wie in der Hochschule St. Gallen. Die künstlerische Aussage der gesamten Anlage ist in dem Sinne zusammenzufassen, als in der Universität, die letztlich auf universelles Verstehen der Welt ausgerichtet ist, der rationalen Lehre – durch die Architektur zum Ausdruck gebracht – das Unerwartete, Schöpferische, Irrationale, nach einem Wort des Architekten das «unbenennbare andere» entgegentritt; erst diese Dialektik gibt der Wissenschaft und Lehre ihre Menschlichkeit. Die Kunst ist deshalb hier nicht, wie an den meisten anderen Orten, wo sie «angebracht» oder «angewandt» wird, ein schmückendes Anhängsel, sondern sie ist die eine Hälfte des Feuersteins, mit dem der schöpferische Funken zu diesem Gesamtkunstwerk geschlagen wurde» («Schweizerischer Kunstführer», Hans Christoph von Tavel).

Sowohl bei der Hochschule wie auch bei einer Reihe bedeutender Kulturinstitute reicht das Problem eindeutig über die Grenzen von Stadt und Kanton hinaus und kann auf längere Sicht nur im ostschweizerischen Rahmen eine tragbare befriedigende Lösung finden. Was im letzten Jahrhundert aus

privater Initiative geschaffen wurde, konnte lange Zeit finanziell auch verkraftet werden. «Die frühere Wirtschafts- und Finanzstruktur erlaubte dieses autonome, fortschrittliche Vorgehen der Stadt, das damals als ganz natürlich empfunden wurde. Die gewandelten wirtschaftlichen Verhältnisse beziehungsweise die heutigen Kosten solcher Kultureinrichtungen haben die Stadt ausserstande gesetzt, alle bisher weitgehend von ihr allein betriebenen kulturellen Institutionen in jener Qualität weiterzuführen, die ein massgebendes Moment ihrer Existenzberechtigung darstellt. (...) Weiter kommen wir nur noch mit der Förderung eines ostschweizerischen Kulturbewusstseins, das die Bildung angemessener Trägerschaften und einen rationellen Einsatz der sicher auch bei uns vorhandenen Mittel erst erlauben wird» (Stadtammann Dr. A. Hummler).

7. Literaturhinweise

- Ammann H.: Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. 1928
- Baudenkmäler der Stadt St. Gallen (A. Hardegger, S. Schlatter, T. Schiess). 1922
- Bauer H.: St. Galler Stickerei. 1965
- St. Gallen, wie es nicht mehr steht. 1976
- Diverse Artikel in der «Ostschweiz»
- Bebié O.: Der Zusammenbruch der Stickereiindustrie und der Aufbau neuer Industrien in der Ostschweiz. 1939
- Bösch T.: Alte Städtebilder. St. Gallen, 1932
- Bührer P.: Die auswärtige Politik der alten Stadtrepublik St. Gallen 1291–1798. 1954
- Duft J.: Die Stiftsbibliothek St. Gallen. 1961
- Weihnachten im Galluskloster. 1958
- St. Otmar. 1959
- Notker der Arzt. 1972
- Kleine Kulturgeschichte des Gallusklosters. 1960
- Verschiedene Publikationen in Zeitschriften
- Ehrenzeller W.: Kloster und Stadt St. Gallen im Spätmittelalter. 1931
- Joachim Vadian, sein Leben und seine Bedeutung. 1924
- Gallus-Stadt, Jahrbuch der Stadt St. Gallen (div. Nummern)
- Gröbli I.: Die Entstehung der Schifflistickmaschine. 1899
- Hartmann G. L.: Beschreibung der Stadt St. Gallen. 1824
- Jehle M. und F.: Kleine St. Galler Reformationsgeschichte. 1977
- Jöhr W. A.: Die Wirtschaft des Kantons St. Gallen im Rahmen der schweizerischen Volkswirtschaft. 1950
- Kirchgraber Jost und Bruno: Diverse Zeitungsartikel über Jugendstil. 1976/1977
- Küng N.: Die industrielle Umstellung im schweizerischen Stickereigebiet. 1937
- Lendi W.: St. Galler Stadtführer. 1975
- Leuenberger H. R.: Fünfhundert Jahre Kaufmännische Corporation St. Gallen. 1966
- Die wirtschaftliche Entwicklung St. Gallens. 1960
- Lüthy H.: Geschichte des St. Galler Leinwandhandels. 1950
- St. Gallen als irische Gründung. 1950
- Die Leinwandstadt St. Gallen. 1950
- Moser-Nef C.: Die freie Reichsstadt und Republik St. Gallen. 1931
- Nef W.: St. Gallen um die Jahrhundertwende. 1955
- Peyer H. C.: Leinwandgewerbe und Fernhandel der Stadt St. Gallen. 1959/1960
- Poeschel E.: Kunstdenkmäler des Kantons St. Gallen. 1957/1961
- Rast Pius: St. Gallen – Fotografien. 1960
- Rittmeyer D. F.: Kurzer Rundgang durch das Stiftsgebiet. 1960
- Rüetschi G.: Die Siedlung St. Gallen. 1929
- Schiess T.: Geschichte der Stadt St. Gallen. 1916
- Beiträge zur Geschichte St. Gallens und der Ostschweiz. 1932

- Schlatter S./Felder G.: Die Stadt St. Gallen und ihre Umgebung. 1916
- Schweizer Almanach '78, Zahlen, Daten, Fakten. 1977
- Saxer A.: Die Stickerei-Treuhand-Genossenschaft St. Gallen. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stickereiindustrie. 1965
- Scheitlin O.: Das St. Galler Zunftwesen. 1937
- «St. Galler Stickerei», herausgegeben von der Vereinigung Schweizerischer Stickerei-Exporteure St. Gallen. 1965
- Statistisches Jahrbuch der Stadt St. Gallen 1977
- Steiger W./Jaggi A.: Geschichte der Schweiz, Band I und II. Kantonaler Lehrmittelverlag Rorschach. 1973/75
- Stein P.: Die Textilindustrie des Kantons St. Gallen, Handel und Industrie im Kanton St. Gallen. 1950
- Strehler H.: St. Gallen für St. Galler. 1971
- Strehler H. und Schirmer C.: Vom alten Leinwandgewerbe in St. Gallen. 1967
- Stricker H.: Unsere Stadt St. Gallen, eine geographisch-geschichtliche Heimatkunde. 1970
- von Tavel H. C.: «Hochschule St. Gallen» in «Schweizerischer Kunstführer». 1977
- Thürer G.: St. Galler Geschichte, Band I und II. 1972
- Der Bürger und seine Stadt – ein Rückblick. 1960
- Verschiedene Zeitungsartikel
- Walter E. J.: Soziologie der Alten Eidgenossenschaft. 1966
- Wartmann H.: Die Stadt St. Gallen um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. 1875
- Handel und Industrie des Kantons. 1870
- Ziegler Ernst: St. Galler Gassen. 1977
- St. Gallen, wie es nicht mehr steht. 1976
- Vom Leinwandgewerbe im alten St. Gallen. 1976
- Diverse Artikel in St. Galler Tageszeitungen

Dia-Serien

Sie wurden eigens zum Schulwandbild und Kommentar Nr. 180 St. Gallen geschaffen (siehe Inhaltsverzeichnis).

Sie sind im Ausleih ab 1.11.1978 erhältlich bei:

AV Medienzentrum, Ekkehardstrasse 1, 9001 St. Gallen
 Pestalozzianum, Beckenhofstrasse 33, 8006 Zürich
 Schulwarte, Helvetiaplatz 2, 3005 Bern

Bestellnummer
 11-5003
 D 011/10.2. I-IV
 DA 1126/1.2.3.4.

- 159 Schafschur/Schafzucht
A. Carigiet/H. Lörtscher
- 160 Wespe
H. Schwarzenbach/A. Mittelholzer
- 162 Feuersalamander, M. Seitz/H. Graber
- 169 Hund, P. Bergmann/H. Räber
- 171 Spinnen, M. Seitz/H. Graber
- 173 Mäuse, R. Hainard/R. Kyburz-Graber
- 178 Dachs, P. Bergmann/W. Bühler¹
- 182 Maikäfer, W. Hess/H. U. Morgenthaler²

Geschichte

- 5 Söldnerzug, B. Mangold/H. Hardmeier
- 23 Belagerung von Murten 1476
O. Baumberger/*
- 27 Glarner Landsgemeinde
B. Mangold/O. Mittler
- 30 Höhlenbewohner, E. Hodel/*
- 32 Grenzwatch (Mitraillure)
W. Koch/R. Furrer
- 40 Römischer Gutshof
F. Deringer/*
- 45 Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs
O. Baumberger/A. Bruckner
- 51 Pfahlbauer, P. Eichenberger/*
- 53 Alte Tagsatzung, O. Kälin/O. Mittler
- 54 Bundesversammlung 1848
W. Weiskönig/H. Sommer
- 58 Giornico 1478, A. Patocchi/F. Zappa
- 64 Pyramiden, R. Martin/H. Ricke
- 66 Burg, A. Tièche/*
- 71 Alemannische Siedlung
R. Kündig/H. U. Guyan
- 75 Fahnenehrung, W. Weiskönig/H. Thürer
- 91 Turnier, W. Weiskönig/*
- 99 Schiffe des Kolumbus
H. Meylan/A. Hakios
- 112 Kappeler Milchsuppe, O. Kälin/M. Haas
- 127 Pest im Mittelalter
U. Fischer-Klemm/M. Fürstenberger
- 131 Beresina, F. Hoffmann/A. Haller
- 136 Mittelalterliche Talsperre
H. Waser/P. Haberbosch
- 139 Linthkorrektio, R. Kündig/J. Hösli
- 142 Rütli 1291
M. von Mühlener/M. Fürstenberger
- 145 Konzil
M. von Mühlener/M. Fürstenberger
- 151 Rokoko (1750), E. Beretta/B. Schuoler
- 152 Neuenegg 1798
M. von Mühlener/M. Fürstenberger
- 157 Mode 1850
E. Beretta/M. Schindler/H. Sturzenegger
- 158 Die Fram, A. Holy/H. Vögeli
- 161 Kreuzzüge, F. Hoffmann/R. Gagg
- 166 Lebensstil um 1650
E. Beretta/M. Schindler
- 172 Goldschatz von Erstfeld
Foto Landesmuseum/R. Wyss

**Geographie – Erdkunde –
Wirtschaftsgeographie**

- 10 Alpauffahrt, A. Carigiet/*
- 12 Faltenjura, C. Bieri/*
- 13 Rheinhafen, M. Christ/*
- 18 Fischerei am Bodensee
H. Haefliger/J. Wahrenberger
- 20 Wildbachverbauung, V. Surbek/*
- 25 Bauernhof (Nordschweiz), R. Kündig/*
- 29 Gletscher, V. Surbek/*
- 33 Berner Bauernhof, V. Surbek/P. Howald
- 47 Pferdeweide (Freiberge)
C. Bieri/P. Bacon
- 60 Tafeljura, C. Bieri/P. Suter
- 61 Rheinfall, H. Bühler/J. Hübscher
- 63 Fjord, P. Röthlisberger/H. Boesch
- 64 Pyramiden, R. Martin/H. Ricke
- 68 Oase, R. Martin/M. Nobs
- 76 Vulkan, F. Stauffer/K. Suter
- 77 Blick über das bernische Mittelland
F. Glauque/A. Steiner
- 81 Lawinen, A. Chavaz/M. de Quervain
- 84 Reisplantage, G. Item/W. Wolff
- 85 Zürcheelandschaft
F. Zbinden/W. Höhn
- 88 Bündner Bergdorf im Winter
A. Carigiet/A. Maissen
- 89 V-Tal, V. Surbek/H. Adrian
- 92 Tropischer Sumpfwald
R. Dürig/R. Braun
- 104 Meerhafen, J. Latour/K. Suter
- 107 Appenzeller Haus
C. Liner/K. Eigenmann
- 108 Kaffeepflanzung, P. Bovée/W. Kuhn
- 114 Tessiner Dorf, U. Zaccheo/V. Chiesa
- 116 Baumwollpflanzung
M. Richterich/P. Jost
- 119 Schöllenen, D. Buzzi/R. Wegmann
- 122 Hochwald und Holztransport
W. Schmutz/A. Friedrich
- 126 Grosskraftwerk im Gebirge
D. Buzzi/H. Neukomm
- 132 Kakaopflanzung, G. Item/J. Schlittler
- 137 Eiszeitlicher Talgletscher
V. Surbek/Pater Blatter
- 139 Linthkorrektio, R. Kündig/J. Hösli
- 144 Napfgebiet, W. Meister/H. Burkhardt
- 146 Moschee, H. A. Sigg/H. Rebsamen
- 155 Schlucht (Viamala), V. Surbek/J. Hösli
- 156 Der Alpenpass, A. Chavaz/W. Oertle
- 163 Karstlandschaft, W. Bodjol/V. Binggeli
- 164 Disentis
Flugaufnahme Swissair/H. Bernhard
- 167 Spreitenbach
Flugaufnahme Swissair/R. Meier
- 168 Allaman, Flugaufnahme Swissair/G. Zeller
- 174 Kurort im Winter, P. Stähli/Ch. Walther
- 176 Grimsel und Berner Alpen
Flugaufnahme Swissair/H. Altmann/
A. Stalder

- 179 Eglisau, Swissair-Photo/H. Maag¹
 180 St. Gallen, Swissair-Photo/W. Steiger¹
 183 Am Po, D. Buzzi/H. Müller²
 184 Klus von Moutier²
 Swissair-Photo/W. Geissbühler

Der Mensch in seiner Umwelt

- 10 Alpauffahrt A. Carigiet/*
 18 Fischerei am Bodensee
 H. Haefliger/J. Wahrenberger
 19 In einer Alphütte
 A. Brügger/H. Burkhardt
 41 Kornernte, E. Boss/A. Schnyder
 49 Mensch und Tier, R. Leins/F. Brunner
 73 Wasserfuhren im Wallis
 A. Chavaz/A. Zollinger
 83 Familie, W. Sautter/G. Bänninger
 103 Wildheuer, A. Carigiet/J. Hösli
 111 Gemüsemarkt, A. Barth/W. Brubacher
 122 Hochwald und Holztransport
 W. Schmutz/A. Friedrich
 123 Gemeindeschwester
 W. Sautter/M. Kunz
 140 Feuerwehr, M. von Mühlener/F. Nyffeler
 159 Schafschur/Schafzucht
 A. Carigiet/H. Lörtscher
 165 Zirkus, H. Fries/W. Voegeli
 177 Lichtenbrauch – Mittwinterfestkreis¹
 H. Fries/H. Sturzenegger

Architektur

- 16 Gotischer Baustil (Lausanne)
 K. Peterli/L. Birchler
 25 Bauernhof (Nordschweiz), R. Kündig/*
 28 Barock (Einsiedeln)
 A. Schenker/L. Birchler
 33 Berner Bauernhof
 V. Surbek/P. Howald
 52 Alte Mühle, R. Kündig/M. Gross
 80 Renaissance: Kathedrale in Lugano
 P. Chiesa/P. Bianconi
 88 Bündner Bergdorf im Winter
 A. Carigiet/A. Maissen
 100 Romanischer Baustil
 H. Buser/L. Birchler
 107 Appenzeller Haus
 C. Liner/K. Eigenmann
 114 Tessiner Dorf, U. Zaccheo/V. Chiesa
 120 Renaissance (Rathaus Luzern)
 K. Hügin/A. Reinle
 128 Gotischer Baustil, C. Manz/P. Rebetez
 146 Moschee, H. A. Sigg/H. Rebsamen
 167 Spreitenbach
 Flugaufnahme Swissair/R. Meier
 168 Allaman
 Flugaufnahme Swissair/G. Zeller

Handwerk – Industrie – Technik – Verkehr

- 13 Rheinhafen, M. Christ/*
 20 Wildbachverbauung, V. Surbek/*
 34 Webstube, A. von Matt/*
 52 Alte Mühle, R. Kündig/M. Gross
 70 Dorfschmiede
 L. Georg-Lauresch/P. Guditz
 74 Backstube, D. Buzzi/A. Leuzinger
 79 Töpferwerkstatt, H. Bischof/J. Hutter
 90 Bahnhof, J. Latour/*
 95 Flussschleuse, W. Schaad/E. Erzinger
 102 Strassenbau, W. Schaad/H. Pfeningger
 104 Meerhafen, J. Latour/K. Suter
 119 Schöllenen, D. Buzzi/R. Wegmann
 124 Glasmalerwerkstatt
 W. Schaad/P. Müller
 126 Grosskraftwerk im Gebirge
 D. Buzzi/H. Neukomm
 135 Steinbruch, L. Bernasconi/A. Bürkli
 154 Gutenberg, A. Patocchi/L. Hodel
 156 Der Alpenpass, A. Chavaz/W. Oertle
 174 Kurort im Winter
 P. Stähli/Ch. Walther
 181 Gärtnerei im Tessin²
 G. De Checchi/E. Müri

Märchen

- 21 Rumpelstilzchen
 F. Deringer/M. Simmen
 96 Schneewittchen, Ellisif/M. Simmen
 98 Rapunzel, V. Heussler/M. Lüthi

Jahreszeiten

- 10 Alpauffahrt, A. Carigiet/*
 56 Frühling, W. Hartung/F. Brunner
 59 Herbst, P. Bachmann/A. Gassmann
 62 Winter, A. Sidler/E. Fromaigat
 78 Am Futterbrett, W. Dietrich/A. Schifferli
 81 Lawinen, A. Chavaz/M. de Quervain
 82 Frühlingswald
 M. Ammann/A. Hugelshofer
 88 Bündner Bergdorf im Winter
 A. Carigiet/A. Maissen
 93 Sommerzeit an einem Ufergelände
 N. Genoud/G. Gisi
 174 Kurort im Winter, P. Stähli/Ch. Walther
 177 Lichtenbrauch – Mittwinterfestkreis¹
 H. Fries/H. Sturzenegger